



**Inhalt:** Die kleine Krankenpflegerin. Nach dem Gemälde des Hrn. A. Röstel gezeichnet von Brandner. — Wohnungsnothliche Intelligenz. Summreske von A. von Winterfeld. — Ein Damenkrieg. Von Karl Frenzel. (Schluß, mit Illustration von Friedr. Roeder.) — Poste restante. Von Ludwig Vietich (zu der gleichnamigen Illustration von Professor Otto Seih). — Nymphäa. Erzählung von Wilhelm Jensen. (Schluß.) — Die Mode. Von Veronika von G. (mit Initialen). — Auflösungen der Schach-Aufgabe und des Buchstaben-Räthsels Seite 146. — Räthsel und Buchstaben-Räthsel. — Correspondenz.

**Die kleine Krankenpflegerin.**

(Zu dem Bilde von Röstel.)

Kein traulicheres Paradies für ein Kinderherz gibt es, als Großmütterchens Stübchen. Ich beklage aufrichtig jedes in Bezug auf diesen köstlichen und unersetzlichen Besitz verwaistes und verwaist gewesenes Menschenkind. In seiner ersten Jugendzeit und in seinen Erinnerungen an den vom holden Dämmer umhüllten Lebensmorgen bleibt immerdar eine gewisse Lücke, die kein sonstiges Glück und Genügen im Elternhause ganz zu füllen vermag. Ein reicher Schatz von ganz eigenartiger Poesie liegt ihm unbekannt und ist unerhoben. Die ersten Kindermärchen sind seinem Ohr nicht von der rechten naturgemäßen Stelle her erklingen, und manche Lieblingsgestalten jener unsterblichen ewig jungen Geschichten sind ihm sein Leben lang ein leerer unpersonlicher Begriff ohne Fleisch und Blut. Das Stübchen von Rothhäppchens Großmutter hat es nie mit eigenen Augen gesehen. Es hat nie das ver-schwiegene Glück genossen, die besten und süßesten kleinen Gaben, welche selbst die zärtliche Mutter dem Kleinen verweigerte, von der runzlichen und doch nicht weniger zärtlich streichelnden Hand ganz im Geheimen zugesteckt zu erhalten; nie das nicht geringere, all die ganz besondere Liebe lohnen zu können, wenn Großmütterchen einmal das Bett hüten muß, sie zu pflegen wie eine rechte Krankenwärterin, ihr die Medicin zu reichen, vielleicht gar das Krantensüppchen wie eine kleine kluge Hausfrau kochen und ans Bett zu tragen und über all diesen ersten häuslichen und Samariter-Sorgen und Arbeiten auch der

treuen Kase nicht zu vergessen, sondern ihr die Milch zur rechten Zeit in ihr Schüsselchen in der Ofenecke zu füllen. Fräulein Röstel, der Autor dieses Bildes, ist, wie ich versichern kann, eine Malerin und zwar eine von seltener Begabung, schönem Farbensinn und einer fast männlich resoluten Hand in der Technik; Talente, welche in der Münchener Schule sicher zu erfreulicher Entwicklung und Ausbildung gelangen werden. — Fräulein Röstel hat sich zweifellos über den Mangel dieser besondern Art des Kinderglücks in ihrer eigenen Kindheit nicht zu beklagen gehabt. Ihr Bild der kleinen Krankenpflegerin, welches wir einmal in Berlin auf einer

Lebenslage der betreffenden Großmütterchen. Ich habe unverlierbar den Duft von Geranium und dem „Potpourri“ von getrockneten Rosenblättern und Lavendel, der aus den schönen Delfstern und Chinabaßen auf dem Sims des dunkel glänzenden Schreibschranke und der geschweiften Commode mit den blinkenden Griffen und Schließern strömte, im Gedächtniß, den ich zu riechen vermeine, sowie ich das Wort „Großmutter“ denke oder höre. Andere werden andere Ingredienzien in ihren Geruchserinnerungen (das sind bekanntlich immer die feinsten und treuesten!) finden. Aber auch in den aller verschiedensten bleibt — vorausgesetzt, daß die betreffenden Großmütter zu den wirklichen echten, alten, nicht den eleganten, mit sechs- zehnjährigen Jahren schon verheirathet gewesenen, munteren Dreißigerinnen und Vierzigerinnen gehören — ein allen gemeinsames Etwas, auf dessen Analyse wir allerdings verzichten müssen.



Gem. von A. Röstel in München.

Die kleine Krankenpflegerin.

Gezeichnet von Brandner.

Ausstellung des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen sah, macht so völlig den Eindruck des Erlebten, an sich selbst Erfahrenen. Die rechte Atmosphäre der Großmutterstübchen weht darin. Sie ist schwer zu definiren, und eine Formel für die Mischung der zu ihrer Composition erforderlichen Elemente wäre es unmöglich zu geben. Wechseln diese doch unendlich mannigfach je nach Stand, Vermögens- und

Hauptfigur unseres Bildes erfreuen wie der Beschauer des-jelben. Sie verdient es, die brave Krankenpflegerin. Das Feuer auf dem Herde anzumachen, nachdem sie Holz gespalten und Reisig angelegt, und die Suppe daran zu kochen, das hat sie längst der Mutter abgesehen. Die Schwierigkeit liegt viel mehr darin, den gefüllten Teller vom Herde bis zum Bett zu tragen, ohne etwas zu verschütten, und den

Es ist so heimlich still und traulich in dem bescheidenen Stübchen. Das Licht des Tages schimmert leise gedämpft durch die Scheiben des niederen Fensters, auf dessen Brett der Geraniumstod grünt. Die Kase dehnt sich in vollem Behagen auf den Dielen, welche das Enkelkötterchen so sauber und schmuck gefehrt hat. Mit der Krankheit der Großmutter ist es wohl nicht sehr ernstlich bestellt. Sie sitzt schon wieder aufrrecht im sorglich gemachten Bett und kann sich an dem Anblick der kleinen



saubern Fußboden zu besetzen. Aber ihr wird auch das gelingen trotz der schweren Holzpantoffeln an ihren Füßchen. Sie gehört zu den sorglichen, klugen und braven kleinen Mädchen, die als „Hausmütterchen“ geboren sind. Der Mann, der sie einst heimführt an den eigenen Herd, wenn sie groß geworden ist, wird wohl berathen und wohl gepflegt, und ihre Kinder werden wohl erzogen sein, und ihre Enkel gar verhätschelt werden, wie sie von ihrem Großmütterchen.

**Wohnungsnöthliche Intelligenz.**

Humoreske von A. v. Winterfeld.

Im Jahre des Heils 1872 brach über die gute Stadt Berlin eine Plage herein, die in den Annalen der Metropole unter dem Namen „Wohnungsnöth“ verzeichnet ist. In Folge des Gesetzes der Freizügigkeit strömte plötzlich, höheren Gewinn erhoffend, eine solche Menschenfluth nach der Residenz, daß die weiten Räume derselben sie nicht zu fassen vermochten. Baraken wurden bezogen, Hunderte nächtigten im Freien, und nicht selten fand man des Morgens in einem invaliden Eisenbahnwagen oder unter einem tiefen Thorweg eine arme, obdachlose Familie, die dort Schutz für die Nacht gesucht hatte. Die Angebote im Intelligenzblatt waren bis auf wenige Zeilen zusammengeschmolzen, während die Gesuche ganze Beilagen füllten, Miethszettel waren zur Mythe geworden, und an der Ecke der Koch- und Charlottenstraße, in der unmittelbaren Nähe der Expedition des Blattes, warteten jeden Nachmittag Hunderte von Menschen auf die Ausgabe desselben. Unternehmende alte Weiber kauften ein vollständiges Exemplar und hörterten dann einzelne Theile an die verschiedenen Interessenten aus, die großen Bogen wurden an die Mauern der Häuser gelegt, das gierige Auge folgte dem voranzeigenden Finger, und sowie etwas einigermaßen Passendes gefunden war, eilten die Menschen mit selbstam verlängerten Schritten der angegebenen Adresse zu. Mit schweißbedeckter Stirn und keuchender Brust sprangen sie die Treppen empor, doch da sie endlich an der bezeichneten Thür anlangen, starrt ihnen ein geisterhaft bleicher Zettel entgegen, auf dem die grausam verzerrten Worte stehen: „Schon vermietet“. Den Tod im Herzen schlottern die Unglücklichen wieder die Treppen hinab, um dasselbe Schicksal vielleicht noch ein halbes Duzend Mal zu erleben. So geht es Wochen, Monate lang. Kein freundiger Gedanke keimt mehr in ihrer Seele kein Lächeln verklärt ihre Züge, keine Lebensfreude winkt mit frohem Finger ihnen zu. Wenn sie die weiten Straßen durchschreiten und an den hohen Häusern emporblicken und die vielen blanken Fenster sehen, dann zuckt es schmerzlich durch ihre bange Seele: lauter Wohnungen, und ich habe zum nächsten Ersten noch kein Dach über meinem unglücklichen Haupt, und jeden Menschen mit sorglos zufriedener Miene blicken sie voll häßlichen Neides an und denken: er hat eine Wohnung und ich habe keine; durch welche Tugenden hat er dies Vorrecht verdient!?

Ein Uebel zieht gewöhnlich das andere nach sich, und ein Unglück kommt selten allein: so auch hier. Durch übermäßige Nachfrage und schreiendes Bedürfnis fühlten sich die Hausbesitzer, welche keine Ahnung mehr haben von der Urbedeutung des altdeutschen, grundehrlichen Wortes „Wirth“, veranlaßt, die Miethen beinahe um das Doppelte aufzuschlagen. Für viele Familien wurde es geradezu unmöglich, auch nur die beschränkteste Wohnung zu bezahlen, nicht Wenige aber, um sich selber eine Erleichterung zu verschaffen, bildeten das Wiedervermietungsweesen in einem solchen Grade aus, daß dadurch ein bedeutender Theil des wohnungsnöthigen Publicums noch mehr bedrückt und übertheuert wurde. Was war dagegen zu sagen? Jeder ist sich selbst der Nächste und muß sehen, wo er bleibt.

Zeiten großer Noth haben fast immer große Genies erstehen lassen, welche entweder die Situation beherrschten und die allgemeinen Uebelstände beseitigten, oder welche, nur ihr eigenes Interesse im Auge behaltend, dieses in größerem oder geringerem Maßstabe zu fördern verstanden.

Zu den letzteren Vertretern der Intelligenz gehörte auch unzweifelhaft die Wittne Klatt. Nachdem ihr Mann vor drei Jahren gestorben, hatte sie die liebgekommene Wohnung nicht verlassen wollen und ersetzte den Wegfall in der Einnahme dadurch, daß sie von den beiden kleinen Zimmern eins vermietete, Kaffee, Heizung und Bedienung übernahm und bei fleißiger Handarbeit es so weit brachte, daß sie mit sehr bescheidenen Ansprüchen und großer Sparsamkeit grade so durchkam. Wenn sie Kinder gehabt hätte, dann wäre es freilich schlimmer gewesen; die Familie ist ein Sieb, während ein einzelner Mensch sich schon besser nach seiner Decke strecken kann. Ihr Miethsmann war auch ein ordentlicher Mensch, ein Hutmachergehülfe, Namens Ripper, der schon zwei Jahre bei ihr wohnte, mit der größten Pünktlichkeit bezahlte und noch nie auch nur die geringste Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben hatte. Er machte ihr eigentlich ein bißchen den Hof und sie mochte ihn ebenfalls leiden; manchmal, wenn sie so allein saß, hatte sie wohl den Stricktrumpf in den Schoß sinken lassen und vor sich hingestarrt und gedacht: mein Gott, wer kann wissen, was geschieht ... an die Dreißig ist man ja noch nicht heran ... und wenn er bald Meister wird ...

Dann hatte sie aber schnell mit verdoppeltem Eifer wieder zu stricken angefangen und die Gedanken aus dem Kopf geschüttelt; denn es war ja noch kein ernstes Wort gefallen, bloß ein bißchen Schönthuererei ... wer konnte ihm ins Herz sehen und lesen, was er für Absichten hegte. So standen die Sachen, als das Gesetz der Freizügigkeit erschien, und die große Menschenfluth nach Berlin strömte. Kaum waren vier Wochen vergangen, so wurde Frau Klatt von ihrem Hauswirth um beinahe das Doppelte der Miethe gesteigert, oder im Weigerungsfalle ihr die Wohnung gekündigt. Das war ein Blitz aus heiterem Himmel. Was nun beginnen? Lange Bedenkzeit hatte sie nicht, da der Wirth schon in einigen Tagen Entschcheidung verlangte. Frau Klatt dachte hin und dachte her; aber es wollte zu keinem Resultat kommen. Wenn sie die Kündigung annahm, wo sollte sie hin bei dem Wohnungsmangel und der Theuerung! es konnte kommen, daß sie mit Saß und Pack aus Berlin wandern mußte — und das wollte sie doch nicht gern. Auf der andern Seite war es ihr aber factisch unmöglich die hohe Miethe zu erschwingen. Sie hätte allerdings ihrem Hutmacher die ganze Last der Steigerung aufbürden können, da dieser aber ebenfalls nicht so viel bezahlen

konnte, so wäre die einfache Folge davon gewesen, daß er die Wohnung gekündigt und wenigstens den Versuch gemacht hätte, eine billigere zu bekommen. Nachdem Frau Klatt drei Tage nachgedacht und drei Nächte nicht geschlafen hatte, gab ihr die nervöse Ungebuld den Gedanken ein, zum Budiker hinunterzugehen und für ein Viertelstündchen sich das Intelligenzblatt zu borgen. Es war allerdings nur äußerst geringe Hoffnung, eine passende Wohnungsofferte zu finden; aber, wenn es nicht half, konnte es doch auch nicht schaden. Als sie ihre drei Treppen wieder herauf war, setzte sie sich auf ihren Lieblingsplatz am Fenster und begann zu studiren. Aber die Miene wurde allmählig trüber und trüber, bei jedem hohen Preise schüttelte sie wehmüthig mit dem Kopf, und das Herz fing an ängstlich zu klopfen, als sie bemerkte, daß die Spalte bald heruntergelesen war. Da, ganz plötzlich, vielleicht bei der dritten oder vierten Zeile von unten, flog es wie ein leuchtender Blitz über ihre kummervollen Züge, und sie holte tief und erleichtert Athem. Dann las sie zum zweiten Mal folgende Anzeige:

„Ein sehr solider Schriftsetzer, der des Nachts arbeitet und nur am Tage zu Hause ist, sucht zum 1. April eine kleine Stube. Gef. Adressen an W. Bügel, Wedding 25, drei Treppen.“

Den Menschen schickt mir der Himmel, dachte Frau Klatt; er hilft mir, und ich helfe ihm. Mein Hutmacher ist nur Nachts zu Hause, und der Schriftsetzer nur am Tage; da vermietete ich meine Stube noch einmal zu demselben Preise und komme dadurch auf die Kosten. Der Hutmacher geht früh weg und kommt spät wieder; der Schriftsetzer geht spät weg und kommt früh wieder; wenn man auf diese Verhältnisse ein bißchen geschickt einwirkt, müßte es doch ein ganz absonderliches Unglück sein, wenn sie einmal zusammenträfen. Es ist allerdings unweil, das ist nicht wegzuleugnen; aber Noth bricht Eisen. Und wird denn Einer von Beiden wirklich geschädigt? Gott bewahre! Sie benutzen die Stube ganz ebenso, als wenn sie sie für sich allein hätten ... außerdem, was ich nicht weiß, das macht mich nicht heiß ... und schließlich wird allen Dreien geholfen: ich behalte meine Wohnung, der Hutmacher behält ebenfalls seine Wohnung, ohne Steigerung der Miethe, und der Schriftsetzer bekommt eine Wohnung zu billigem Preise; für alle diese Vortheile kann man sich schon mit seinem Gewissen verständigigen. Die Sache erforderte allerdings noch reichliches Bedenken und einige Vorbereitungen. Vor allen Dingen mußte der Schriftsetzer ein Kleiderpind haben, ohne daß der Hutmacher es merkte. Das arrangirte sich sofort. Frau Klatt hatte in dem vermieteten Zimmer einen Wandschrank, in dem sie Gläser und Porzellan aufbewahrte; das mußte heraus und dafür die Kleider des Schriftsetzers hinein, während diesem gesagt wurde, daß in des Hutmachers Kleiderpind sich das Porzellan befände. So kam Keiner an des Andern Sachen. Na, und sonst haben solche Leute ja nicht viel Gepäck. Was der Hutmacher des Morgens herumliegen ließ, das mußte behutsam weggeräumt sein, wenn der Schriftsetzer nach Hause kam, und mit diesem wurde natürlich Abends auf dieselbe Weise verfahren. Von dem Sonntag war auch nichts zu befürchten, da fuhr der Hutmacher immer mit der Eisenbahn nach Bernau zu seinen Eltern und kam erst am blauen Montag mit dem Morgenzuge wieder; der Tag war also ebenso wie alle anderen. Nachdem Frau Klatt noch einmal und noch einmal reichlich überlegt, beschloß sie die Geschichte zu riskiren, schrieb sofort einen Brief an den Schriftsetzer, brachte das Blatt an den Budiker zurück, steckte den Brief eigenhändig in den Kasten, theilte dem Wirth mit, daß sie die gesteigerte Miethe bezahlen wolle und wartete nun ziemlich ruhigen Herzens der Dinge, die da kommen würden. Die ließen denn auch nicht lange auf sich warten. Schon am nächsten Morgen, als der Hutmacher gegangen, erschien bereits der Schriftsetzer mit allen seinen Sachen, erklärte sich mit dem Miethspreis einverstanden und richtete sich sofort in dem neuen Domicil ein. Er fand Alles sehr nett und bequem, versprach, nicht das Porzellanpind aufschließen zu wollen und hatte nur die eine Bitte, daß ihm das Kopfkissen auf das andere Ende des Bettes gelegt würde, weil er immer auf der rechten Seite schlafte und die Augen nicht gern nach dem Fenster zu habe. Frau Klatt erfüllte sofort seinen Wunsch, indem sie das frisch überzogene Bett nach der Angabe des neuen Miethers arrangirte.

„So,“ sagte die Wirthin, nachdem Alles besorgt; „wenn Sie einmal nicht Lust haben, zum Essen zu gehen und sich Etwas warm machen wollen, bedienen Sie sich nur dieses kleinen eisernen Ofens, Kohlen liegen in der Küche nebenan, frisches Wasser finden Sie auch immer da; wenn Sie Etwas brauchen sollten, bemühen Sie sich gefälligst durch die Küche in meine Stube; sonst haben Sie, wie Sie sehen, Ihren eigenen Eingang und sind ganz ungenirt.“

Der Schriftsetzer bedankte sich für gütige Auskunft, und Frau Klatt begab sich in ihr Zimmer.

Die Geschichte ließ sich wirklich ganz vortrefflich an. Der Hutmacher ging immer früher, als der Schriftsetzer kam, und der Schriftsetzer kam immer später, als der Hutmacher ging; manchmal begegneten sie sich allerdings auf der Treppe und sahen einander groß an, zusammengetroffen waren sie aber noch niemals, und das machte die Frau Klatt ein bißchen zu sicher.

Sie freute sich alle Tage über ihre Intelligenz, und wenn sie die rettende Idee auch nicht selbst erfunden, sondern aus dem Blatt genommen, so gebührte ihr immer das Verdienst, sie benutzt zu haben, und das können auch nicht alle Leute. Jemand eine äußere Veranlassung hat wohl jede große That gehabt.

So waren zur allgemeinen Zufriedenheit schon mehrere Wochen vergangen, als eines guten Morgens der Hutmacher Ripper, obgleich es schon acht Uhr geschlagen, sein Zimmer noch nicht verlassen hatte. Frau Klatt befand sich in der Küche und blickte mit klopfendem Herzen durch das Schlüsselloch, um die Ursache des außergewöhnlichen Bögens zu erforschen, aber sie konnte weder Etwas hören, noch irgend eine Spur ihres Miethers entdecken. Die Zeit drängte, um ein Viertel auf Neun kam gewöhnlich der Schriftsetzer, und wenn Beide zusammentrafen, das wäre ja ein schreckliches Unglück gewesen.

Nachdem die Wirthin noch fünf lange Minuten gewartet, konnte sie es vor Ungeduld nicht länger aushalten und trat ein.

„Guten Morgen, Herr Ripper,“ sagte sie, als sie den Betreffenden am Fenster und eifrig beschäftigt sah, seinen Kopf in einem kleinen Handspiegel zu betrachten.

„Guten Morgen, liebe Frau Klatt,“ blickte der Hutmacher sofort freundlich auf; „sagen Sie mal, finden Sie nicht, daß

mein Haar zu kurz geschnitten ist; ich habe dem Friseur noch ausdrücklich gesagt, er sollte bloß die Enden abknipsen, aber er muß wohl die anderen Enden gemeint haben. Ich sehe ja aus, als wenn mir der Kopf rasirt wäre.“

„Ja, ein bißchen kurz ist es freilich gerathen,“ lächelte die Wirthin; „aber es hat schon Acht geschlagen, Herr Ripper, und länger werden die Haare doch nicht, wenn Sie sich auch noch so viel in den Spiegel sehen.“

„Da haben Sie vollkommen Recht, liebe Frau Klatt,“ legte Ripper sofort den Spiegel aus der Hand; „außerdem danke ich Ihnen für Ihre freundliche Erinnerung, daß es schon Acht geschlagen; ich hatte es in meiner Erregung ganz überhört; ich werde lange Beine machen müssen, um das Veräumdete nachzuholen.“

Die Wirthin nahm dienstbestiffen den Paletot vom Nagel und half ihm ihrem Miether an; dann reichte sie ihm auch den Hut, der auf dem Tische stand. Als Ripper ihn jedoch aufsetzen wollte, fiel er ihm bis über die Nase herunter.

„Sehen Sie wohl,“ nahm dieser ihn wieder ab, „das kommt bloß von den kurzen Haaren ... ich habe aber in meiner Eigenschaft als Hutmacher glücklicherweise noch mehrere Exemplare im Spind; ich liebe es, mit den Kopfbedeckungen zu wechseln.“

Damit schloß er das Spind auf, probirte noch fünf bis sechs verschiedene Hüte, fand endlich einen heraus, der ihm nicht über die Augen fiel, und machte Miene zu gehen.

„Ach bitte, Frau Klatt, ziehen Sie die Vorhänge nicht zu, wenn Sie das Bett gemacht haben,“ wandte er sich vor der Thür noch einmal um; „mir kommt es immer vor, als wenn die Luft stickig würde ...“

„Schön, schön, soll Alles besorgt werden,“ drängte die Wirthin, immer ungeduldiger werdend.

Der Hutmacher legte die Hand auf die Thürklinke, als ihm noch Etwas einfiel.

„Nehmen Sie es nicht übel, Frau Klatt,“ sprach er wiederum zurück; „aber es kommt mir gewiß und wahrhaftig so vor, als wenn meine Kohlen seit einiger Zeit schneller alle würden, als sonst.“

„O, mein Gott!“ faltete die Wirthin erschreckt die Hände. „Denken Sie nicht etwa, daß ich Sie in Verdacht habe, Frau Klatt,“ kam der Hutmacher wieder einige Schritte ins Zimmer; „der Himmel soll mich behüten und bewahren ... aber die Kasse kann es doch auch nicht gewesen sein ... und nicht bloß bei den Kohlen ist es mir aufgefallen, Frau Klatt, auch bei meinen Streichhölzern ...“

Die Wirthin schlug abermals die Hände zusammen und antwortete nicht.

„Wissen Sie, was mir noch aufgefallen ist,“ nickte Ripper mit bedächtiger Miene, „des Abends, wenn ich zu Hause komme, ist immer die ganze Stube voll Rauch ...“

„Wird wohl der Ofen gewesen sein,“ meinte die Wirthin. „Nein, Frau Klatt, das ist nicht möglich; der Ofen raucht doch keine Cigarren oder Pfeife ...“

„Ach, ich entsinne mich,“ fiel die Wirthin schnell ein, „der Herr, der oben in der Dachstube wohnt, geht hier immer mit der brennenden Pfeife vorbei, da kann es wohl leicht hereingezogen sein.“

Ripper machte ein Gesicht, als wenn er über den Fall nachdächte.

„Aha!“ sagte er dann, „der Mensch, der mir schon ein paar Mal auf der Treppe begegnet ist, wenn ich rauf oder runter ging ... er hat immer schwarze Finger und ne schwarze Nase ...“

„Ganz recht; das wird wohl vom vielen Tabakrauchen kommen; aber es ist gleich ein Viertel auf Neun, Herr Ripper; ich wäre untröstlich, wenn Sie zu spät ins Geschäft kämen ...“

„Zu gütig, Frau Klatt, zu gütig,“ ging der Hutmacher abermals nach der Thür; „ich werde mich in den Omnibus setzen ... leben Sie wohl, liebe Frau Klatt ... um neun Uhr bin ich wieder hier ... Sie brauchen vorher kein Licht anzustecken, ich werde es selber thun ... vergessen Sie nicht die Bettvorhänge und halten Sie mir gefälligst für nen Groschen Milch bereit ... auf Wiedersehen also, Frau Klatt, auf Wiedersehen!“

Damit nickte er ihr freundlich zu und verließ das Zimmer. (Schluß folgt.)

**Ein Damenkrieg.**

Von Karl Frenzel.

(Schluß.)

Von der Garonne hatte sich der Krieg der Loire genähert, von Orleans näherte er sich Paris. Der Besitz dieser volkreichen, an Geld und Mitteln mächtigen Stadt schien demjenigen, der sich in ihr festzusetzen wußte, das Uebergewicht zu verleihen. Mit dem Kern seiner Truppen warf sich der Prinz Condé am 20. April 1652 in die Stadt. Aber das Parlament, wie feindlich es auch dem Hofe und dem Cardinal gesinnt war, zeigte sich keineswegs einem Freundschaftsbündniß mit den Prinzen geneigt. Die wilden, strengen und politisch unklugen Magistratspersonen konnten es den Prinzen nicht verzeihen, daß sie den König in eigener geheiligter Person bekämpften und geheime Verbindungen mit dem Landesfeind, den Spaniern, unterhielten. Seiner Erwohnenheit und Natur gemäß sagte der Herzog von Orleans, welcher die oberste Polizeigewalt in der Stadt übte, weder ja, noch nein. Deffentlich erschien er Arm in Arm mit dem Prinzen Condé, unter der Hand arbeitete er gegen ihn und suchte sich im voraus einen Rückzug an den Hof zu sichern. Nur seine Tochter Anna Maria, Herzogin von Montpensier, hielt in unerschütterlicher Freundschaft zu ihrem Vetter Condé. Sie zählte damals fünf- undzwanzig Jahre, eine vornehme Erscheinung, mit blonden Locken, stolzen Augen und anmuthigem Lächeln. So bezaubernd sie in ihrer Liebenswürdigkeit, so schrecklich war sie in ihrem Zorn. Rasch wallte ihr Blut auf; schnell und unberechenbar in ihren Entschlüssen, konnte sie keinen Widerstand ertragen. Sie trug sich mit großen Heirathswünschen; eine Zeit lang huldigte ihr der junge aus England vertriebene König Karl Stuart der Zweite; ihr Vater dachte wohl daran, sie mit seinem Neffen, dem Könige Ludwig dem Vierzehnten, zu vermählen, und trotz des Unterschieds der Jahre — die Prinzessin war elf Jahre älter, als der König — schien dieser Plan Aussicht auf Verwirklichung zu haben. Die so lange und durch so viele Bitterkeiten und Zwistig-



zeiten getrennte königliche Familie würde dadurch wieder vereinigt worden sein. Jetzt aber war die Herzogin von Montpensier von den Heldenthaten, Abenteuern und Gefahren Condé's wie gelendet; eine kleine weibliche Eiferfucht gegen die Herzogin von Chatillon kam hinzu. Anna Maria wollte durch einen großen Dienst, den sie ihm erwies, die Herzogin in der Gunst Condé's austreten; es ärgerte sie, daß „diese Wittve mit dem braunen Teint“ von dem Helben gern gesehen und geliebt wurde.

Inzwischen war auch das königliche Heer gegen die Stadt Paris vorgerückt. Von den Nordgrenzen Frankreichs her führte ihn der Cardinal Mazarin beträchtliche Verstärkung zu. Im Innern der Stadt fing das arme Volk an, unruhig zu werden, Brod, Fleisch und Wein schlugen auf, die Läden schlossen sich, die Arbeit wurde eingestellt. In einer Bevölkerung, die damals etwa eine halbe Million Menschen umfaßte, gab es Landstreicher und verwegene Gesellen genug, die in dieser Stimmung sich mit dem Gelde der Prinzen gewinnren ließen, um das Parlament und die wohlhabenden Bürger einzuschüchtern, die sich noch inäner weigerten, gemeinsame Sache mit Condé gegen ihren König zu machen. Bald war die Stadt ein Tummelplatz der Zügellosigkeit; die Häuser derer, die als Anhänger Mazarin's bezeichnet wurden, liefen der Plünderung; die Räte, welche zum Frieden riefen, entgingen mit genauer Noth dem Tode. Vor Mißhandlungen durch die tobende Menge wollte oder konnte sie Niemand schützen. Um die Gunst des Volkes zu erhalten, schämte sich der Prinz Condé trotz seiner Ritterlichkeit auch der verwerflichsten Mittel nicht. Als in feierlicher Procession der Reliquienschein der heiligen Genoveva, der besonderen Schutzheiligen der Stadt, die Regen und Sonnenschein machen kann, durch die Gassen getragen ward, warf er sich davor nieder und küßte ihn wiederholt. Das Volk, vor allen die alten Frauen riefen: „Ach, der fromme Prinz! Gott segne ihn! Fort mit Mazarin und seinen Anhängern! Hängt sie! Es lebe Condé!“ Derweilen schauten die vornehmen Damen von den Fenstern des Luxemburg-Palastes — wo der Herzog Gaston von Orleans wohnte — auf das seltsame Schauspiel und wußten nicht, ob sie lachen oder sich fromm gerührt zeigen sollten.

Bei der Nähe der feindlichen Truppen war eine Entscheidung durch die Waffen unvermeidlich geworden. Condé hatte sein Heer erst nach Stampes, dann nach dem alten Schloß St. Cloud geführt und einen Bogen der dortigen Seine-Brücke gesprengt. Als Turenne vorrückte, ging er ganz über die Brücke zurück und beschloß eine neue Aufstellung auf den Höhen von Charenton im Osten von Paris, bei dem Zusammenfluß der Seine und der Marne. Vom Westen der Stadt marschirte er so im eiligen Lauf am Thor von St. Honoré, im Norden am Montmartre vorbei nach den Vorstädten der Ostseite, Saint Martin und Saint Antoine, rings um die Wälle, Mauern und Bastionen der innern Stadt Paris. Den Durchzug seiner Soldaten durch die Stadt wagte er nicht zu fordern; er fürchtete, das Parlament und die Stadträte würden seine Bitte abschlagen. Der Marsch ging hastig und eilig, mit seinen Reitern drängte der Marschall Turenne nach. Ueberdies war die kleine, unweit von Paris im Norden gelegene Stadt St. Denis im Besitz des Hofes. Auch von hier aus rückte eine Abtheilung dem Prinzen Condé entgegen. Als er in der Vorstadt St. Antoine angekommen war, erkannte er, daß er nicht mehr nach Charenton kommen könne und Stand halten müsse. „Hier heißt es siegen oder sterben!“ sagte er zu den Seinen und ordnete in der Morgendämmerung die Schlacht.

Zum Glück für ihn hatten die Bewohner der Vorstadt einen Erdwall um ihre Häuserreihen aufgeworfen, um sich vor den umherstreifenden Räubern und Plünderern zu wahren. Dies war eine kleine Schutzwehr, durch Barrikaden wurde sie verstärkt. Drei Straßen bildeten damals die Vorstadt: rechts die von Charenton, links die von Charonne, in der Mitte die Hauptstraße, die auf den Markt mündete. Dicht vor dem wohl befestigten, von den Pariser Bürgern verteidigten, jetzt dicht geschlossenen und verammelten St. Antonsthor der inneren Stadt lag dieser Markt: jenseits, innerhalb der Pariser Stadtmauern, erhob sich der gewaltige Thurm der Bastille, düster drohend mit seinen Geschützen, deren Mündung aus den Schießscharten hervorgähnte, die Zinnen mit Bewaffneten erfüllt. Mit ihren Kanonen beherrschte die Bastille die Vorstadt und den ganzen Kampfplatz. Zunächst aber, nach der Weisung des Parlaments, hielt sich die Stadt Paris zwischen dem Könige und dem Prinzen neutral. Condé war auf seine eigenen Kräfte angewiesen, er zählte nur einige tausend Mann, aber es war die Blüthe des französischen Adels. Den Herzog von Nemours fandte er in die Straße von Charenton, Turenne in die von Charonne; die mittlere verteidigte Ballon. Die Wagagen und das Heergeräth hatte er auf dem Platz vor dem Antonsthor sammeln lassen; hier hielt er selbst mit dem Herzog von La Roche-Foucauld und fünfzig seiner Getreuen. Hinter ihnen ihre Diener, alles entschlossene, maghaffige Leute mit Degen, Dolchen und Pistolen bis an die Zähne bewaffnet. In die Häuser an den Barrikaden und Ecken der Gassen hatte er seine Musketeiere vertheilt, um die Angreifer durch ein verheerendes Gewehrfeuer zurückzutreiben. Ueber Kanonen verfügte er nicht, und die Gewehre waren von der Schrecklichkeit, Sicherheit und Schnelligkeit des Schusses der modernen Waffen weit entfernt. Zwischen der Ladung und dem Abfeuern vergangen mehrere Minuten: nur bei einer solchen Bewaffnung war dieser ganze Kampf, der stundenlang mit geringen Kräften Mann gegen Mann tobte, möglich. Condé's Krieger trugen die rabellfarbene Schärpe seines Hauses, ihm gegenüber die königlichen die weiße, die Soldaten Mazarin's die grüne.

Am 2. Juli 1652 erleuchtete eine strahlende Morgensonne die Landschaft. Männer und Frauen von Paris standen dicht gedrängt, in bangender Erwartung, auf den Mauern und Wällen der Stadt. Auch gegenüber auf den östlich etwa eine halbe Meile entfernt liegenden Höhen von Charonne ward es lebendig. Während seine Mutter bei den Carmeliterinnen in St. Denis vor dem Hochaltar den Sieg für ihr Heer herabsehlehte, war der junge König mit dem Cardinal Mazarin nach den Hügeln hinausgeritten, das Gefecht mit anzusehen. Halb war es eine Feldschlacht, halb ein mittelalterliches Turnier. Niemals mehr haben seitdem die persönliche Nüchternheit und der Heldennuth der Einzelnen ein solches Gewicht in einer Schlacht ausgeübt: der Kampf in St. Antoine ist das letzte poetische Gefecht.

Aus guten Gründen zögerte Turenne mit dem Angriff; der Gegner war gut verchanzt, er selbst hatte nur Reiter und wenig Fußgänger an sich, er wollte die Masse der Infanterie und die Kanonen erwarten, die der Marschall La Ferté heranzuführte. Gegen seine bessere Ueberzeugung zwang ihn die Ungeduld Ludwigs des Bierzehnten zum Sturm auf die Barrikaden. Um

sieben Uhr Morgens begann das Gefecht. Ebenfalls in drei Abtheilungen drang er vorwärts. Mit Ungestüm warf sich Saint Maigrin mit den königlichen Gendarmen und leichten Reitern in die Straße Charonne. Die Barrikade ward genommen, im wilden Sturz ging es die Straße hinauf zum Markte, die Prinzenlichen auf der Flucht, die Königlichen mit geschwungenen Degen hinterdrein. Auf dem Markte aber stießen sie auf Condé selbst: ein wüthendes Handgemenge, die Pistolen knallen, Stahl schlägt auf Stahl, die Trompeten schmettern: hier ward Saint Maigrin mit seinen Freunden, dem Marquis von Rambouillet und Mancini, einem Neffen des Cardinals, zu den Füßen Condé's niedergestreckt, ihre Soldaten zurückgejagt. Als sie durch die Straße Charonne ins offene Gefild eilten, empfing sie aus den Fenstern der Häuser ein fürchterliches Musketenfeuer und zerstreute sie vollends. Nicht glücklicher war der Angriff der Königlichen auf die Straße von Charenton gewesen; auch hier blieb der Sieg Condé's Anhängern. Aber der bestigste Kampf entbrannte in der mittleren Straße. Hier hatte Turenne selbst angegriffen und trieb Ballon und Clinchamp, die Vertheidiger der Barrikade, vor sich her, bis Condé herbei eilend das Gefecht wieder herstellte. An diesem Tage schien etwas von einem Dämon in ihm zu sein, er war gleichsam allüberall. Nicht eine n Prinzen Condé, sagte Turenne lange nachher, ihrer zwölf glaubte ich im Getümmel zu sehen. Wunder der Tapferkeit wurden auf beiden Seiten verrichtet; die Veteranen im Heere des Königs — manche unter ihnen hatten die blutigen Schlachten des dreißigjährigen Krieges mitgekochten — erkannten über die Heldenthaten der jungen französischen Edelknechte. Auf Pistolenhüchweite kamen die Führer einander nahe. Endlich wich Turenne über die Barrikade zurück: eine Pause im Kampfe trat ein. Darüber war es Mittag geworden, und die Hitze unerträglich. Condé fürchtete in seinen Waffen zu ersticken, er warf den Brustpanzer ab und wälzte sich eine Weile in dem hohen Graße einer Wiese, um sich abzukühlen. Unfehlbar mußte ihm und den Seinen die Fortsetzung des Kampfes den Untergang bringen. Von Minute zu Minute erschöpften sich seine Kräfte; dem Gegner strömten immer neue Verstärkungen zu. Schon war das Fußvolk La Ferté's heran; in einer Stunde konnten die Königlichen auch die zehn Geschütze, die sie hatten, in die Schlachtreihe gestellt haben. Nur eine Rettung gab es für den Prinzen: wenn Paris ihm seine Thore öffnete. Allein dicht hinter ihm lag unersteigbar die hohe Mauer; unbarmherzig hielten die Bürger das St. Antonsthor geschlossen, darüber hin drohten die Feldschlangen der Bastille Jedem, der sich gewaltsam den Eingang erzwingen wollte, feuriges Verderben. Der Wirbel der Trommeln, die Fanfaren der Trompeten rissen Condé aus diesen verzweifelungsvollen Gedanken. Turenne unternahm einen neuen Sturm: diesmal auf die Straße Charenton gegen den Herzog von Nemours. Der Marquis von Navailles führte die Königlichen. An dieser Stelle ward das Handgemenge bald zum fürchterlichen Blutbad. Die tapfersten Fremde Condé's sanken unter den Mustetentugeln gemeiner Soldaten todt oder verwundet nieder. So mörderisch war das Feuer, daß zuletzt nur die Herzöge von Beaufort, Nemours, La Roche-Foucauld und sein junger neunzehnjähriger Sohn, der Prinz von Marillac, mit einem halben Duzend ihrer Diener die Barrikade verteidigten. Dreizehn Schüsse trafen den Herzog von Nemours, ohne ihn ernstlich zu gefährden; der Herzog von La Roche-Foucauld erhielt eine Wunde an der Stirn, die sein Antlitz mit einem Blutstrom bedeckte und ihn eine Zeit lang des Augenlichtes beraubte. Kaum gelang es dem Prinzen, seine Gefährten zu retten und nach dem Markte zu führen. Auf engem Raum, an die Mauer von Paris gelehnt, stand die zusammengeschmolzene tapfere Schaar; sie hatte Nichts mehr zu erwarten, als den Tod. Eben brachten die Königlichen ihre Kanonen heran und bereiteten sich vor, die Vorstadt einzuschießen.

In Paris war, seit in der siebenten Morgenstunde die ersten Schüsse gefallen, eine wilde, brausende Bewegung. Im Stadthaus hielten die Behörden und Räte eine Versammlung, was in dieser drängenden Lage zu thun, was zu lassen sei. Auf den Plätzen, in den Gassen hatte sich das Volk zusammen gerotet. „Nieber mit Mazarin! Es lebe der Prinz!“ schrien Alle, die Nichts zu verlieren hatten, und verlangten, daß dem Prinzen und seinem Heere das Thor aufgethan würde. Die Reicheren und Wohlhabenderen indessen waren anderer Meinung; sie fanden es sträflich, daß die Stadt Paris sich einem offenkundigen Rebellen anschloße, und fürchteten im Stillen von den zügellosen Soldaten Condé's eine allgemeine Plünderung. Ueberdies verbreitete sich die Nachricht, das Gefecht, das vor den Thoren tobe, sei nur ein Scheinkampf; gewähre Paris dem Prinzen den Eintritt, so würde er vereint mit dem Hofe und dem Cardinal Mazarin einziehen — und dann wehe den Bürgern und dem Parlamente! Bei so getheilten Meinungen war Nichts für die Sache Condé's zu erwarten. Kaum, daß die Bürgerschaft, bei der steigenden Hitze des Kampfes, aus Mitleid darein willigte, ein Seitenpfortchen in der Mauer zu öffnen und die Verwundeten aufzunehmen. In dieser Noth wurde die Herzogin von Montpensier der Schutzengel und die Ketterin des Prinzen und seiner Gefährten. Schon in der Frühe hatte sie sich zu ihrem Vater, dem Herzog von Orleans, begeben, um ihn günstig für Condé zu stimmen. Aber Stunde um Stunde verlief, ehe der unentschlossene schwankende Mann sich zu einem entscheidenden Schritt aufzuraffen vermochte; und auch da noch getraute er sich nicht mit seiner Person einzutreten, er gab nur seiner Tochter eine schriftliche Vollmacht, in seinem Namen und unter seiner Verantwortung zu handeln, wie es ihr gut dünkte. Mit dieser Vollmacht begab sich die Prinzessin nach dem Stadthause, die Damen von Chatillon, Nemours und Rohan waren mit ihr. Ihr Wagen konnte sich nur langsam Bahn durch die Menge brechen, von allen Seiten streckte man ihnen die Hände entgegen, wehte mit den Tüchern und rief ihnen zu, guten Muths zu sein. Sie sollten nur Vertrauen zu dem Volke von Paris haben; wenn die Herren im Stadthause sich nicht gefügig zeigten, würden sie, die unten auf dem Graße-Platz ständen, Rath schaffen. Die Prinzessin grüßte Alle huldvoll und dankte ihnen für ihre Theilnahme. Oben, im Saale des Stadthauses, wo der Gouverneur von Paris, der Vorsteher der Kaufmannschaft, die Schöffen und die Hauptleute der Bürgerwehr versammelt waren, wurde sie mit kühlerem Anstande empfangen. Diese Männer wußten, welche Rücksichten und welche Bezeugungen der Ehrfurcht sie einer königlichen Prinzessin schuldig wären, aber hinter diesem demüthigen Schein verbarg sich der feste Willen, ihrem Begehren nicht nachzugeben. Umsonst verschwandete die Prinzessin ihre Beredsamkeit, die Beamten der Stadt weigerten sich standhaft, den Prinzen aufzunehmen. Da übermannte der Jorn das Fräulein; hochroth im Gesicht rief sie dem Gouverneur, dem alten Marschall L'Hôpital, zu: „Deffnet

das Thor, oder ich lasse Euch hängen!“ und den Vorsteher der Kaufmannschaft hart am Arme fassend, zog sie ihn an eins der Fenster, das auf den Platz hinausging, und wies auf die dort versammelte, Kopf an Kopf gedrängte, lärmende Menge. „Unterschreibt,“ sagte sie herrisch, „was ich verlange, oder ich winke denen da herauf! Die werden nicht so viel Umstände mit Euch machen, wie ich!“ So eingeschüchert, durch die Flüche und Drohungen, die aus der Mitte des Volkes schallten, zu Tode erschreckt, wichen sie dem Andrängen der Prinzessin. Den Befehl der Stadtbeförden, welcher ihr die Befragung der Bastille und die Mannschaften am St. Antonsthor unterordnete, hoch haltend verließ die Prinzessin im trotigen Triumph das Stadthaus. Draußen empfing sie ein unermeßlicher Jubel: „Es leben die Prinzen! Es lebe das Fräulein von Montpensier!“ Wie von Sturmwind, ward sie von der Volksfluth zur Bastille getragen.

Welch traurige, schreckliche Bilder traten ihr auf diesem Wege vor die Augen! Von seinem jungen Sohn und Gourville geführt, kam der Herzog von La Roche-Foucauld daher, blutüberströmt, sein weißer Waffenrock war wie besäet von Blutstropfen. An den Ecken der Gassen stand er eine Weile still — ein Schauspiel des Mitleids und der Bewunderung für das Volk — und forderte die Menge auf, dem Prinzen Condé Hilfe zu bringen, so lange es noch Zeit wäre, bald würde auch er so zugebeckt sein, wie sie ihn hier sähen. Die Prinzessin wechselte einige Worte des Trostes mit ihm und eilte weiter. Am Eingang der St. Antonstraße, die vom Thore aus in das Innere der Stadt führte, begegnete ihr Guitaut zu Pferde: einer der tapfersten Männer, ohne Hut, mit aufgerissenen Wams; ein Soldat mußte ihn halten, damit er nicht vom Pferde fiele. „Wirft Du sterben, Guitaut?“ rief sie ihm im Vorübergehen zu. Er war bleich wie der Tod, aber er schüttelte grimmig mit dem Kopf, als wolle er ihre Frage verneinen. Ballon trug man in einem halbzerbrochenen Lehnstuhl vom Kampfplatz herein. Er grüßte die Prinzessin: „Ach, theuerste Herrin, wir sind also Alle verloren!“ — „Nein!“ sagte ihm das Fräulein entschlossenen Sinnes, „ich werde Euch Alle retten!“ Den schwer am Kopf verwundeten Marquis von La Roche-Giffard brachten die Soldaten auf einer Leiter aus dem Getümmel: er war einer der schönsten Männer, jetzt lag er sterbend da, schon hatte er die Befinnung verloren. Alle diese Bilder des Grauens verdoppelten das Mitleid und den Muth in der Seele der Prinzessin; um jeden Preis wollte sie den Rest der Heldenschaar dem Tode entreißen. Unter dem Jufur der Soldaten betrat sie die Bastille: die Befehle, die sie vorzeigte, ließen einen Widerspruch der Hauptleute nicht aufkommen. „Ihr habt jetzt hier zu befehlen, königliche Hoheit!“ sagte der Gouverneur der Festung, seinen Degen ehrerbietig vor ihr senkend. Geraden Wegs ging die Herzogin, ohne sich im Hofe des Thurmes aufzuhalten, nach den Wällen und befahl die Kanonen zu richten. Zur selben Zeit begannen die Geschütze des Marschalls La Ferté gegen die Vorstadt St. Antoine zu spielen. „Feuer!“ gebot ihrerseits das Fräulein den Kanonieren der Bastille, und als könne Niemand ihrem Eifer genügen, ergriff sie selbst die Lunte und brannte das erste Geschütz ab.

Dieser Schuß entschied das Schickal des Tages: der Prinz Condé mit den Seinen war gerettet. Schon hatte ihn ein Stallmeister der Herzogin mit der Botenschaft erreicht: das Antonsthor stände offen. Dort unter dem Thorbogen, von den bewaffneten Bürgern umringt, die ihr zusauchzten, empfing das Fräulein den Helden. Sie hatte etwas von den Göttinnen, die in den Liedern der alten Sängler auf dem Schlachtfeld erscheinen, um die Tapferen in einer Wolke dem Verderben zu entrücken. „Wase,“ jagte der Prinz, „Ihr seht einen Mann in Verzweiflung! Meine Freunde sind todt oder sterbend.“ Hier übermannte ihn der Schmerz, daß er zusammenbrechend auf einen Feldstuhl sank und seine Thren nicht verbergen konnte. „Muth! Vetter, Muth!“ tröstete ihn die Prinzessin. „La Roche-Foucauld lebt — morgen werdet Ihr diesen Tag den schönsten Eurer Helbenlaufbahn nennen... Kommt herein, Paris ist euer!“ Nachdem der Prinz mit ihr verabredet, was zunächst zu thun, begab er sich wieder in die Vorstadt. „Ich kann am hellen Tage nicht vor Mazarin fliehen und nur als der letzte meiner Soldaten die Stadt betreten,“ sagte er.

Mit dem Eingreifen der Geschütze der Bastille in den Kampf hatte derselbe eine andere Wendung genommen. Die Königlichen gaben das weitere Vordringen auf und zogen ihre Kanonen zurück. Jörnig verließ der junge König den Hügel von Charonne. „Dieser Schuß,“ soll er gesagt haben, als man ihm meldete, daß es seine Cousine von Orleans sei, welche die Kanonen der Bastille gegen sein Heer richte, „tödtet ihr den Gemahl.“ Ungehindert bewerkstelligten Condé's Truppen ihren Einzug in die Stadt: zuerst das Heergeräth, die Verwundeten, dann rottenweise die Uebrigen. Unter dem Thorbogen wurden sie mit Wein erfrischt; auch dafür hatte die Herzogin gesorgt. Der Letzte, der durch das Thor schritt, war Condé; sein Gesicht strahlte jetzt vor Vergnügen; erst in diesem Augenblick, wo alle seine Gefährten außer Gefahr waren, schien er sich seiner Thaten zu freuen und seiner Rettung froh bewußt zu werden. Es war sechs Uhr Abends; drüben zogen die Soldaten Turenne's, das Schlachtfeld räumend, über die Hügel von Charonne. In der halbzerstörten Vorstadt herrschte das Schweigen der Zerstörung und des Todes; desto lauter ging es in den Schenken und auf den Plätzen von Paris zu. Das war eine Freude, ein Jubel bis in die Nacht. Die Paläste des Adels strahlten im Lichterglanz; das arme Volk und die Soldaten schrien die Becher schwenkend: „Es lebe die gute Dame von Montpensier! Es leben die Prinzen!“

Aber unzufrieden und entrüstet waren das Parlament und die wohlhabende Bürgerschaft. Sie fanden es frevelhaft, daß man mit den Kanonen des Königs sein Heer beschossen. Und diese Stimmung der Treue und des Gehorsams überwog bald in der Stadt Paris jede andere. Der Prinz Condé flüchtete zu den Spaniern, der Herzog von Orleans ging mit seiner helbenmüthigen Tochter in freiwillige Verbannung auf sein Schloß zu Blois. Am 21. October 1652 hielt der junge König mit seiner Mutter einen feierlichen prächtigen Einzug in seine getrene Stadt Paris. Wie von einem Alpdruck befreit athmeten die Bürger auf. Eine große Umwandlung vollendete sich. Unumschränkt herrschte fortan Ludwig der Bierzehnte über Frankreich, und die schönen, ehrgeizigen Damen und die tapferen Edelknechte, die mit so tollem Kriegslärm und so vielen Verschwörungen seine Minderjährigkeit beunruhigt, setzten ihren höchsten Stolz und ihr einziges Bestreben darin, in den Sälen und Gärten von Versailles ein huldvolles Lächeln seiner königlichen Lippen zu gewinnen.



Poste restante.

(Zum Bilde von Otto Seiz.)

In dem Leben, welches hinter den Coullissen der Welt spielt und doch nicht verhindern kann, daß oft genug aus seiner heimlichen Verborgenheit ein Zipfel des Gewandes hervorwehe, welches uns seine Existenz verräth, hat das kleine Wörtchen poste restante eine schwerwiegende, weittragende Bedeutung. Deutlich zeigt sich jener Gewandzipfel auf gewissen Annoncenbeilagen unserer großen Zeitungen, in den Bureauzimmern der Intereatepedititionen und an den betreffenden Schaltern der Postbureaux. Ich weiß nicht, ob sich unsere Statistiker, welche alle Gebiete des Lebens in den Kreis ihrer Betrachtungen und Berechnungen zu ziehen haben, diesem modernen poste restante-Berkehr bereits ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben. Verdienen thut er es in vollstem Maße.

Die beiden großen Hauptgegenstände dieser im heutigen Verkehr riesig angewachsenen Brief-Masse sind dieselben Hauptmächte alles Lebens, welche nach des Dichters tiefstimmigstem Wort "den Bau der Welt zusammenhalten": Hunger und Liebe. Brod und Gewinnst, und der Liebe Genuß, des Liebes Schmerzes Heilung! — diese zu suchen und zu erwerben, darauf läuft unter hundert Fällen neunundneunzig Mal der Inhalt der Blätter hinaus, auf deren Couvert vom Briefsteller jenes Wörtchen nach möglichst sicherem Verschlus gefügt wird. Gewiß, es gibt auch poste restante-Briefe, welche nur die Ungewißheit über die Adresse des etwa auf Reisen befindlichen Freundes veranlassen, der uns beim Scheiden sagte, er würde die ihm geschriebenen bei seinem Eintreffen an dem angegebenen Ort abholen; und die Nichts, als das Gepolter oder die Tages- und Familienchronik, oder Fragen und Antworten der gleichgiltigen Art enthalten. Aber diese bilden die verschwindende Minderzahl.

Das poste restante-Briefschreiben ist, von diesen Ausnahmen abgesehen, durch das Bedürfnis des Geheimnisses motivirt. Auch ein recommandirter Brief kommt ja wohl sicher in unsere Hände. Aber "so viele Lauscher sind ja wach"! Unsere Nächsten sehen, daß wir den Brief bekommen haben. Und Alles kommt gerade darauf an, daß Niemand von diesem Bekommenhaben Etwas wisse. Der Briefbote ist der sehnlich erwartete Freund- oder Schmerzenbringer für Die, deren Glück des Geheimnisses nicht bedarf. Aber sie Alle, zu denen ihrer

"Freuden vielgeliebter Widerpart" genöthigt war mit den Liebworten des alten Bach zu sagen: "Willst du dein Herz mir schenken, so fang' es heimlich an", für sie ist die Quelle, aus welcher ihnen Seligkeit oder Verzweiflung strömt, nicht die Ledertasche des Briefträgers, sondern der Schatten des poste restante-Bureaux im Postamt.

Haben unsere Novellisten wohl oft genug Veranlassung genommen, die Gesichter und Gestalten zu studiren, welche sich dort im Lauf eines Tages einzustellen und die leise Frage an

Seite gelegt ist, und das trostlose "Nichts angekommen!" verflingt? In welche gesellschaftliche Komödien und Tragödien würden wir hineinblicken, wenn wir den Vorhang lüften könnten, den das unerbrotene Couvert über die geheime Herzengeschichte deckt! Wie oft ist es ein Tanz auf der Schneide eines Messers, was da gewagt wird! Es bedarf nicht einmal des Verraths. Nur des so nahe liegenden Zufalls, daß dieselbe Chiffre, über welche sich zwei getrennte und doch zusammengehörige Menschen geeinigt haben, dieselben Zahlen und Buchstaben der Adresse auch einmal von einem andern Paar gewählt waren. Die Falsche bekommt den an die Rechte gehörigen Brief ausgehändigt. Ihre Herzensbildung muß schon sehr feil und fein sein, wenn sie ihn ungelesen zerreiht bei der Eröffnung nicht aus der Handschrift: er ist nicht an Dich. Die Mehrzahl der falschen Empfängerinnen wird ihn trotzdem erst recht, lesen und dann — "weh deinem Kranze"! Mit dem Geheimnis fliegen vielleicht Glück, Ehre, Existenz in die Luft und stürzen in Trümmer.

Den Postofficianten trifft keine Schuld. Das Wunderbare bei diesem Briefverkehr, noch mehr wie bei dem normalen, ist ja das unbedingte Vertrauen in dieser Beamten Treue, in des Institutes Zuverlässigkeit. Was Verderben über ganze Generationen bringen würde, schlimmere Verheerungen, als jede Riste voll Amorces, jede Büchse voll Biscuit, welche die Post zur Beförderung anzunehmen sich weigert, legt Jeder ohne jedes Bedenken einzig verwarnt durch ein dünnes Papier mit einer dünnen Gummilösung in den Briefkasten. Rein erhebendes, glänzendes Zeugnis für den Ruf der Ehrenhaftigkeit dieses Beamten thums, als die Thatsache. Was die Römer keinen Geseppographen über den Vatermord gehabt haben, weil man annehmen mußte, er sei unmöglich, so fällt es Niemand ein, auch nur die Möglichkeit vorzustellen, daß menschliche Mergel oder ein schlimmeres Interesse einmal Hand hilflos unser süßes und hängliches Geheimnis ruft.

Als die schönen Frauen diese Frisuren, diese streifen Seiden Brocat-Kleider, diese reichen Spitzen tragen, wie die poste restante-Correspondentin des Bildes von O. Seiz (etwa der mit Recht geschätztesten, originellsten Talente und Meister des novellistischen Genres unter den zahlreichen glänzenden Künstlergestalten der modernen Münchner Malerschule), da ist es bekanntlich mit des heiligen römischen und anderer Briefverkehrsanstalten noch traurig genug aus "Stephan" zu denken in seiner ganzen Größe und Wirk-



Ein Damenkrieg. Originalzeichnung von Fr. Roerber.

den Beamten zu richten pflegen: "Ist vielleicht ein Brief poste restante unter der Chiffre C. B. 4, oder X. Y. Z. 96 von W. angekommen?" Haben sie die Hüge, die Augen, Wangen und Lippen der Frager oder Fragerinnen beobachtet, während der Beamte gleichmüthig das große Packet aus dem betreffenden Fach hervorholt und Brief auf Brief prüfend durch seine Hände gleiten läßt? Wie sich die ganze Schraube anspannt, um seinem Auge noch zuvorzukommen? wie es in den Blicken aufleuchtet, wenn sie die ersehnten Zeichen erkannten? wie die tiefe Niedergeschlagenheit alle Muskeln des Antlitzes erschlafft und abspannt, wenn auch der letzte Brief kopfschüttelnd zur



überflüssig auch die Sehrgabe der kühnsten Geister nicht hin-  
 gereicht. Aber Hunger und Liebe beherrschten, lenkten und  
 hielten die Welt und das Leben damals wie heut, und ebenso  
 häufig galt es auch in jenen Tagen: „Die Liebe muß bei Bei-  
 den allzeit verschwiegen sein“. Jedes Bedürfnis aber weckt  
 den menschlichen Scharfsinn und Erfindungsgeist zu seiner Ver-  
 friebigung. Wer genöthigt war vor Jahrhunderten, poste  
 restante zu schreiben, mußte sich, wie diese schöne Dame vom  
 Hof Heinrich's IV., ihr Postbureau selbst schaffen. Gewiß, es  
 ist etwas „waldsprüngerlicher“ Natur: ein hohler Baumstamm.  
 Aber das Laub und die kleinen Vögel sind wie die Sterne  
 verschwiegen. Sie sehen's, aber sie plaudern's nicht aus, und  
 lösen das Siegel so wenig, wie heut ein Soldat der großen  
 Armee des großen Stephan. Da ruht das Billet sicher im  
 braunen Moder des alten Buchenstammes. Der Adressat kennt  
 ihn längst schon und wird ihn sicher zu finden wissen. Er  
 braucht keinen Beamten am Schalter mit  
 stotender  
 Stimme zu fra-  
 gen, ob Nichts  
 an ihn ange-  
 kommen. Durch  
 die vielver-  
 schlungenen Al-  
 leen des Par-  
 kes schweifend,  
 streift er heut  
 Abend noch wie  
 zufällig den  
 Stamm dort;  
 seine feine be-  
 ringte Hand  
 senkt sich in  
 seine Höhlung;  
 durch die Fin-  
 gerspitzen bis  
 zum Herzen  
 elektrisch gelei-  
 tet durchzuckte  
 es ihn, wie  
 ein wohlthätig er-  
 schütternder  
 Schlag. Sie  
 haben das Pa-  
 pier berührt,  
 und er weiß,  
 was das ihm  
 sagen wird,  
 weiß, daß es  
 ihm „verkünde  
 nur die nächste  
 schöne Stunde“.

L. Pietsch.

### Nymphäa.

Erzählung von  
 Wilh. Jensen.  
 (Schluß.)

Eine merk-  
 würdige Stadt,  
 ursprünglich  
 wie der einzige  
 und obendrein  
 höchst bedeu-  
 tungslose  
 Kirchturm  
 wies, ja bis vor  
 kurzer Zeit noch  
 Nichts, als ein  
 kleines Land-  
 städtchen mit  
 winklig engen  
 Gassen und al-  
 tertümlichen,  
 doch umschön  
 kümmerlichen  
 Häusern. Dann  
 eines Tages  
 hatte Jemand  
 sie entdeckt wie  
 eine Insel der  
 Südsee und die  
 Kunde von ihr  
 unter civilisirte  
 Völker zurück-  
 getragen.  
 Wenn dieser  
 Columbus  
 nicht selbst schon  
 ein Maler war,  
 so war es sicher  
 der Amerigo  
 Vespucci, der  
 auf ihn folgte  
 und eine Stiz-  
 zenmappe voll  
 wunderbarer  
 Himmelsintinen  
 und absonderlich glühender Schroffen heimbrachte. Dann, wie  
 der Winter vergangen, pilgerte es an langen Stecken und mit  
 langem Haar heuschreckengleich von Ost, West und Nord heran.  
 Gefährlich warf es sich in jeden stillen Winkel, wo eine heimliche  
 Schönheit blühte, sei es am Seerand oder auf Gletscherhöhen,  
 von knorrigen Stämmen, schlanken Stengeln oder niedlichen Fü-  
 ßen getragen. Es war die erste Colonisation des westfremden  
 Städtchens, und verwundert blickten die Autochthonen desselben  
 auf die wildbärtigen oder auch hüßlaumigen Gesichter, die plöz-  
 lich alle Gassen erfüllten, und wie sie gleich Pilzen aus der Erde  
 zu schießen schienen, auch wie ungeheure Pilze in der Mittags-

sonne unter gelben Riesenschirmdächern dasaßen und von den  
 sprachbildenden Ureinwohnern deshalb den Gattungsnamen:  
 „Schwamerlinge“ erhielten. Doch es ging ihnen mit dieser  
 Epoche, wie den Geologen mit den großen Perioden der Geschichte  
 unseres Planeten, wie lange jene gedauert, weiß heute der äl-  
 teste Mann des Städtchens nicht genau mehr zu sagen, und die  
 Forschung wird es kaum je ergründen, ob sie dieselbe nach Som-  
 mern, Lustren oder Decennien zu zählen hat. Genug, eine  
 zweite Epoche kam, langsam, Schritt für Schritt, wie die Post-  
 und Extrapostwagen des Staates, zu dem die Stadt gehörte,  
 denn sie kam nicht mehr zu Fuß, sondern in den erwähnten  
 Staatschaisen und kündigte ihren Charakter durch den behäbigen  
 Glanz wohlstürter Physiognomien und durch die Anwesenheit  
 und Theilnahme der schöneren Hälfte des Menschengeschlechtes  
 an. Seidene Kleider und ungrammatikalische französische Phra-  
 sen begannen in den winkligen Gassen zu knistern und zu rau-

gethler zu vernichten pflegt, um Neues an die Stelle zu setzen,  
 so bereitete auch jene der Zeit der wildbärtigen und langhaarigen  
 Männer ein grausames Ende. Nicht an ihren Lungen, son-  
 dern dem Pulsschlag unseres Jahrhunderts gemäß an ihren  
 Portemonnaies nahmen diese wahr, daß ihre Periode für immer  
 hinfort zu den überwundenen Entwicklungsstandpunkten  
 gehöre, und wandten mit fernem Fluch dem heranwachsenden  
 silbernen Zeitalter des Städtchens den Rücken. Die heimlichen  
 Schönheiten an Seegeflad und Bergesschlucht verloren indeß  
 Nichts dabei von der Bewunderung, an die sie gewöhnt worden.  
 Nur war die Erinoline jetzt statt der Begeisterung der übliche  
 Fittig, der die Anstammenden auf Gemsepfaden emporzog, und  
 zartere Haut trotzte heldenmüthig dem nächtlichen Kitzeln der  
 Heu- und Strohhalme auf den Umhütten der ob der geschlecht-  
 lichen Metamorphose verwundert die Augen aufreisenden Senne-  
 rinnen. Drumten aber baute eine elegantere Straße sich von der  
 Stadt an den  
 See hinab und  
 begann sich sä-  
 cherartig an  
 seinem Ufer zu  
 breiten. Bad-  
 hütten stiegen  
 nirgends mit  
 weißen Timmen  
 aus dem Ge-  
 wässer, und  
 kindliche Imita-  
 tionen des  
 bräunlichen  
 Verkehrsmi-  
 tels Venedigs  
 schwammen  
 dienstbereit am  
 fremdenbeleb-  
 ten Kai.

Doch das  
 Schicksal schrei-  
 tet schnell. In  
 umgekehrtem  
 Progreß wie  
 in der Ge-  
 schichte der  
 Menschheit  
 schien es hier  
 seine Laune  
 schalten lassen,  
 das silberne  
 Zeitalter durch  
 das goldene  
 verdrängen zu  
 wollen. Hatte  
 ein böshafter,  
 stilles Men-  
 schengengügen  
 haffender, oder  
 ein sentimentaler,  
 oder ein  
 honorarbedürftiger  
 Verräther die perfide Er-  
 findung Henne  
 Genesleisch's  
 benützt, die  
 Kunde von dem  
 Städtchen mit  
 den winkligen  
 Gassen in alle  
 Welt zu trom-  
 peten und die  
 stille Seeperle  
 vor die —

strogenen  
 Reisefassen des  
 alten und neuen  
 Continents zu  
 werfen? Kurze  
 Sommer zogen  
 vorüber, und  
 nicht mehr kro-  
 chen die Post-  
 und Extrapost-  
 gaulle bedächti-  
 gen Tempo's  
 vom Hochplateau  
 daher den  
 Bergen entge-  
 gen, sondern  
 ein schnauben-  
 des Ungethüm  
 kam mit gellen-  
 dem Geschrei  
 durch das son-  
 nige Gelände  
 heran und spie  
 Feuer, Qualm  
 und eine uner-  
 meßliche nä-  
 selnde, schnar-  
 rende, rabbre-  
 chende, be-  
 sternte, rau-  
 schende, juwe-  
 lenbedeckte



Poste restante.

Nach seinem Gemälde gezeichnet von Otto Seib.

schen, unter die trefflich genährten Züge der heranwogenden  
 neuen Völkerschaft mischte sich wohl hier und da ein dürrer Ge-  
 sicht mit unverkennbar kniffliger Rechtsverdrehung-Miene, allein  
 in untadelhaftem Salon- und Criminalgerichts-Schwarz, und  
 ab und zu bligte, dem Gefieder eines tropischen Fremdling's  
 ähnelnd, wohl schon eine Uniform im Gebränge auf und zog er-  
 röhrende Blicke der Jungfrauen und sehnsüchtige Augen der mit  
 solchen nicht mangelhaft bedachten Mütter nach sich. Im Gan-  
 zen aber hielt diese Zeit den Charakter der mittleren Banquier-  
 epoche inne. Wie jedoch jede geologische Umwälzung die vorher  
 bestandene Vegetation sammt allem dazwischen umherstreichenden

Menschheit aus. Und wie es einmal erst gekommen, kehrte das  
 gluthängige Thier täglich vom Frühlicht bis in die Mondnacht  
 zurück und brachte jedesmal die nämlliche Ladung mit den näm-  
 lichen Gesichtern, Sternen, Diamanten, falschen und echten,  
 Kehllauten und gewichtig aufgerümpften Nasen mit sich. Wie-  
 der schoß etwas gleich Pilzen im Sommerregen in die Höh, doch  
 diesmal waren es Willen und Paläste, die mit schimmernden  
 Wänden und Thürmen das Gestade umgürteten — in unerreich-  
 barer Ferne grauester Vorzeit lag schon die Sage von den ersten  
 Schwamerlingen, den Entdeckern des gassenwinkligen Ortes —  
 und sich auf die Lippen beißend, unbeachtet wanderten schel-



fächtigen Blickes die verehelichten und jungfräulichen Vertreterinnen der mittleren Banquiersepoche unter den Marmorbalconen der Millionäre dahin, an dahinstrebenden gräflichen Carrossen vorüber, zwischen gleichfalls schon unbeachteten Generalsuniformen hindurch, wo vor kurzem noch der Lieutenant exotischen Brunn verbreitet. Das schwebende Ungethüm schien direct bis in den See und von dort in verwandelter Körpergestalt über das Wasser weiter zu laufen; es blühte am Ufer auf, und der Donner von Geschützen rollte über die Fluth und brach sich zehnfach zurückrollend an den Felswänden, denn Könige und Kaiser kamen, und ein Kometenschwanz zog feurigen Strich hinter ihnen über den See. Auf den Granit des Urgebirgs hatte sich der Muschelfalk der Wildbärtigen gelegt, verhüllend darüber sich eine gewichtige Metallschicht gelagert, und nun krönte Alles bedeckender Glimmer die geologische Entwicklung und begrub, was vor ihm gewesen, mit verächtlicher Bergessenheit. Es war wiederum eine Epoche völliger Wandlung. Einst ging man gleichgiltig, unhöflich, dann feix und gespreizt an sich vorüber, jetzt kannte sich Alles, wie zu den unwordenlichen Zeiten der stillen Autochthonen, die überhaupt nicht mehr zu existiren schienen, und begrüßte sich mit Kopfneigen und Lächeln, mit ergebener Reverenz und gnädigem Nicken, denn man begegnete sich in den winkligen Gassen wie in einer Vorstadt von Wien und München, von Berlin und Petersburg, London und Paris und redete sich nicht an: „Ei, sind Sie auch hier? Wie geht es Ihnen?“ sondern: „Wohin denken Sie heut' Nachmittag zu fahren? Waren Sie bereits dort oder dort? Haben Sie A. schon gesehen? Er wohnt in der Carmelitergasse. Auf Wiedersehen!“

Unverwandelt nur blickten die ewigen Bergriesen auf das wechselnde Getriebe der Zwerge zu ihren Füßen. Manchmal lachten sie in olympischer Heiterkeit, manchmal zogen sie die Tannenbrauen zusammen und schüttelten den Wolfenstoppel. Dann thaten sie wohl einen erzürnten Pfiff und riefen ihren alten unbändigen Kameraden, den sie gemeinlich zwischen ihren Eisfingern festhielten, den Föhn, und gaben ihm Erlaubniß, einmal nach Belieben da unten drunter zu fahren. Und mit jauchzendem Geheul stürzte der Losgelassene sich über die Schroffen hinunter in den See, peitschte die grünen Wasser weißköpfig an den Felswänden in die Höhe und fuhr mit tausend Briareusarmen unter die Follen und Gondeln, Naden und Rähne, hob sie und warf sie, riß sie in die Tiefe und schmetterte sie an die senkrechte Steinwand, daß Fetergeschrei und Gewimmer sich als Discant in sein donnerndes Bassgelächter mischte, und daß der Telegraph den Staatsanzeigern in Ost, West und Nord an andern Tagen die traurige Mittheilung zu machen hatte, Seine Excellenz, der Herr Gesandte von Soudso, mit Frau Gemahlin, Excellenz, und hochgeborenen Töchtern sei gestern bei einer Luftfahrt auf dem See von einem plötzlichen Sturme überrascht und zum schmerzlichen Bedauern der ganzen im Städtchen zum Sommeraufenthalt versammelten hohen Elite der Gesellschaft, sowie als unerleglicher Verlust für die Zukunft Europa's verunglückt. Doch im goldenen Zeitalter überdauern auch der tiefste Schmerz und die größte Unerleglichkeit nur wenige Stunden, und ehe die Kunst Henne Geseffleisch's die Meldung des Bluges abermals in Letztern umgekehrt und ihren Lesern zu behaglicher Abendkost zubereitet, hatten die Eisfinger lachend den wilden Geßellen wieder eingefangen und lächelnd beschwichtigend auf die grünen Wellen herab, daß sie nur leise noch murmelnd mit den weißen Köpfen in die Tiefe zurücktauchten, und das schwebende Ungethüm kam wieder vom Hochplateau und spie Feuer, Qualm und neue Ladungen ebenso unerleglicher, besterter, näselnder, juwelenbedeckter, schnarrender, rauschender, raddrehender Menschheitselite aus.

Das that das gluthängige Thier auch jetzt gegen den Schluß der vierten Hochsommernachmittagsstunde, und es ergoß sich in farbigen Kleberströmen vom Bahnhof zu Wagen und zu Fuß durch die winkligen Straßen ans blendende, staubwirbelnde, ver sengend glühende Seeufer hinab. Wie ein vermagendes GAZellenrudel sich besinnungslos kopfüber in einen Fluß stürzt, aus dem ihm ein Duzend hungrige Raikmanstrachen entgegenstarrten, so drängte sich Alles in wildester Hast an Bord des wartenden Dampfschiffes, so daß nach wenigen Minuten sich kein Fleck mehr auf demselben befand, mit dem sich ein achtjähriges Fräulein, ohne seine Crinoline zu gefährden, hätte begnügen können.

Doch das schwebende Landungethüm hatte unverhältnißmäßig mehr Passagiere gebracht, als sein qualmender Wassercolleg zu befördern vermochte, und ein gutes Drittel derselben mindestens irrte rathlos und auf die Unzulänglichkeit der Verkehrsmittel die Hochfluth ihres Aergers ausschüttend, am Kai auf und ab. Auch ein elegantes Cabriolet kam noch herangerollt, das zwei Damen und einen Herrn enthielt, der, das Ufergetriebe mit einem Lognon musternd, schnell die Schachle überjah. Er hatte selbst die Zügel geführt, warf sie jetzt einem betretenen Kutscher mit den Worten: „Du fährst also um den See und erwartest uns in dem Ort, wo wir übernachten,“ zu und trat zu den Damen, um ihnen die Mittheilung zu machen, daß das Schiff bereits überfüllt sei, und daß die Seefahrt, wenn sie nicht aufgegeben werden solle, was ihr er stimme, in einem Ruderboot unternommen werden müsse. Die beiden Damen jedoch erklärten sich für das letztere. Sie klagten über die Hitze und hofften auf dem Wasser Kühlung zu finden, und nach wenigen Minuten hatte einer der sich dienstfertig herandrängenden Schiffer sie in ein geräumiges Fahrzeug aufgenommen und ruberte, noch bevor das Dampfschiff abgestoßen, mit ihnen auf die spiegelklare Fläche hinaus. Allein von Erfrischung war, im Anfang wenigstens, nicht viel bemerkbar. Kein Hauch bewegte die juthelbe, drückende Luft, und die kleine Gesellschaft saß redeunlustig schweigend und sah die langsam vorüber wandernden Ufer an, deren besondere Punkte der Rahnführer ihnen mit besessener Pflichttreue deutete und benannte, obwohl Niemand auf seine Erläuterungen zu achten schien.

Die beiden Damen waren beide in Schwarz gekleidet und sahen sich äußerst ähnlich; es ließ sich schwer unterscheiden, wer die Jüngere sei, keine vermochte das zwanzigste Jahr noch weit überschritten zu haben. Aus ihrer kargen Unterredung war nur so viel zu entnehmen, daß sie Schwestern, und die Eine von ihnen die Gattin ihres Begleiters sei. Dieser, gleichfalls ein noch junger Mann, bot hocharistokratische Gesichtszüge und Dornnüre; er rauchte eine Cigarre und sah gelangweilt auf die Felsriesen, die den See zu verengen begannen. Ab und zu richtete er ein gleichgiltiges Wort an seine Gemahlin oder beantwortete eine Frage von ihr und gähnte. Seine Schwägerin sah abgewendet am Vordertheil des Nachens; sie schien auf die eintönigen Schläge der Ruder zu hören und blickte mit schweremüthigen Augen in

die Ferne. Viel Reisesfrohsinn und Interesse an der wunder vollen Scenerie beherbergte das kleine Fahrzeug offenbar nicht, und der Schiffer gab sich vergeblich die undankbarste Mühe, es zu wecken.

Fand er, der fast täglich des Weges kam, es doch selbst immer wieder von überraschendster Schönheit. Mit steilem Abfall senkten die Berge sich jetzt ins Wasser und ragten himmelhoch empor. „Der gnädige Herr sollte es heut' Abend bei Mondschein sehen,“ meinte er, „es bleibt klar die Nacht, und etwas Herrlicheres gibt's auf der Welt nicht.“ Doch der gnädige Herr gab keine Antwort. Von einem kleinen in den See ragenden, ebenen Vorsprung winkte ein freundlicher Ort mit Gallerie-umgürteten Häusern, eine in den Felsen gesprengte Straße verband ihn mit den übrigen Ortschaften am Ufer. Das Boot glitt vorüber, der Fährmann nannte den Namen, die Einwohnerzahl, die Entfernung des Ortes von der Stadt mit den winkligen Gassen, Niemand hörte darauf, und er verzweifelte schier. Völlige Dede umgab schon wieder die Fahrroue, graues, senkrecht abstürzendes Gestein hüben und drüben, wolkenhohe Gipfel, kein Grün, kein Laut und kein Leben. „Hier ist's einsam,“ sagte die junge Frau unwillkürlich.

Es flog beglückt über die Züge des Schiffers. „Und doch gibt's keinen Platz, wo's schöner zu leben wär,“ versetzte er schnell, um die endlich erhaschte Erwiderung seiner Mühe nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen, „geben die gnädige Frau nur gleich Acht, hier nach rechts!“

Er schlug die Ruder kräftiger ein, und der Nachen flog um eine Felskante, hinter der sich in überraschender Weise eine kleine, doch ziemlich tiefe Bucht ins Land zog, die wie ein grüner, leuchtender Edelstein in die graue Bergfassung eingefügt schien. Eine blumige Alm, auf der noch die Sonne lag, erstreckte sich in mäßiger Steigerung empor, am Fuß derselben blickte aus einem vom Bergwald begrenzten, schattenreichen Garten ein elegant gebautes, blattumranktes Haus auf den See hinaus. Auf diesen fuhrte ein Weg von der Veranda nieder und in seiner Verlängerung über das Wasser auf eine schmale, von einem weißen Tempelchen gekrönte Felseninsel zu, die etwa auf Schuhweite von der Gartenbrüftung entfernt lag. Das Gewässer der Bucht war, durch die weitvorspringenden Seitenwände gegen hohen Wogengang geschützt, offenbar stiller, als sonst irgendwo am Gestade des See's, denn rund um die schmale Insel hatten sich Wasserpflanzen anzusiedeln und zu behaupten vermocht, deren Blüthen aus der Ferne wie weiße, glänzende Sternchen herübernickten.

Der Schiffer lenkte ein wenig in die Bucht hinein. So freundlich und anheimelnd das Ganze sich ausnahm, erschien es doch ebenfalls wie unbelebt. An der Treppe der Gartenbrüftung lag eine Gondel befestigt, auf der breiten obersten Stufe eine große, grau und weiß geschackte Ulmer Dogge, die beim Erblicken des vorbeigleitenden Fahrzeuges einen Augenblick den Kopf hob, doch ihn, ohne einen Laut von sich zu geben, sogleich wieder zurücklegte. Sonst regte sich Nichts in der ganzen Bucht, nur die Sonne stimmerte auf den weißen Säulen des Tempels und auf den Sternchen im Wasser, die ein gutes Auge jetzt als Seerosen zu erkennen vermochte.

„Das ist allerdings hübsch,“ sagte die junge Frau, „und kommt Einem unerwartet hier. Wem gehört denn das Ganze? Es muß eine sonderbare Natur sein, die sich hier so weit von allen Menschen derartig, wie es scheint fürs Leben, ansiedelt. Mein Geschmack wäre es nicht gerade, aber weißt Du“ — sie wandte sich zu ihrer Schwester — „woran es mich trotzdem unwillkürlich erinnert?“

Allein diese vermochte Nichts zu erwiedern, denn der rede lustige Schiffer packte schleunigst die günstige Gelegenheit beim Schopf. „Ich wußt's wohl, daß es den gnädigen Herrschaften gefallen würde, es hat's noch Jedem gethan, und darum bin ich ein Bissel hier hinein gefahren,“ versetzte er eilig. „So gar weit von Leuten ist's übrigens nicht, denn bis zu dem Ort, an dem wir droben vorbeigekommen, sind's kaum zehn Minuten und bis zur kleinen Stadt drunten am Seeend höchstens eine halbe Stunde.“

Er betonte mit einigem Nachdruck und Stolz die „kleine Stadt“ im Gegenlatz zu der großartig emporgediehenen, von der er seine Fahrgäste hierher gebracht, und fuhr eifrig fort:

„Der Platz da war vor ein paar Jahren noch eine Alm, zu der man nur zu Schiff konnte, weil sie die neue Kunststraße noch nicht durch den Berg gelegt hatten. Als sie grad' damit fertig waren, kam ein fremder Herr, ein Doctor sagt er, wär' er, aber wenn er sonst Nichts hätte, würde er's wohl bleiben lassen, da zu wohnen, und beschah sich die Alm und kaufte sie noch am selbigen Tag, baute sich das Haus und legte den Garten und Alles an, wie man's bei uns noch kaum gesehen, als ging's mit Zauberei.“ Es ist auch richtig, daß er Leute curiren kann, denn wenn Einem aus der ganzen Umgegend rechtshaffen was fehlt, da geht der zu ihm, und meistens hat er ihm auch noch immer geholfen, aber bezahlen läßt er sich Nichts dafür, und so mögen die Vornehmeren denn auch nicht zu ihm, ihn um Rath zu fragen, und nur die armen Leute kommen und sagen, er sei keineswegs hochmüthig, wie die Andern behaupten, weil er mit Keinem von ihnen Verkehr haben will und nie zu uns in die Stadt kommt. Zunächst ist er übrigens auch gar nicht hier, sondern oft ein Vierteljahr lang auf weiten Reisen, denn so jung und stattlich er ist, hat er doch noch keine Frau, und da kann man's ihm nicht verdenken, daß er nicht immer mit dem großen Hund allein hier sein mag —“

Es hatte nicht den Anschein, als ob der Sprecher, einmal mit seiner Zunge in ein richtiges Fahrwasser gelangt, Nichts mehr hinzuzufügen habe, doch der männliche Zujah seines Fahrzeuges gähnte vernehmlicher denn je und unterbrach, zum ersten Mal den Mund zum Neben öffnend und mit der tadellos behandschulten Linken winkend, den Redefluß des Schiffers mit den Worten: „Mach' Er fort, daß wir antommen, und laß Er Sein unerträgliches Geschwätz.“ Ein hochmüthiger Doctor ist uns wirklich kein interessanter Gegenstand. Ha — ha!“

Er lachte mit den Zähnen und fügte einige Worte an seine Gemahlin hinzu, dann lag das alte Schweigen über dem Boot; der Schiffer ruberte verdußt eilig aus der Bucht wieder hinaus, nur die Schwester der Frau hatte ihren Sitz verändert und war ans hintere Ende des Nachens gegangen. Dort saß sie und blickte stumm zurück, ihr herabhängende schmale, seine Hand glitt durch das grüne Wasser. Nun glitt der Kahn wieder um einen Felsen vorsprung, und die grüne Bucht mit Garten, Haus und Inseltempel verschwand. Dafür stieg, nicht mehr weit entfernt, am

Ende der stillen Seefläche ein kleines Städtchen als L. verfahrt auf. Die junge Dame wendete hastig den Kopf von dem ihr entzweundenen Bilde in die entgegengesetzte Richtung und schien die Weite bis zum Landungsplatz drüben zu bemessen. Dazu sagte sie, zum ersten Mal das Wort an ihren Schwager richtend: „Wir bleiben doch dort heut' Nacht, nicht wahr, Genri?“

Der Angeredete nickte verdrossen mit dem Kopfe. „Wir müssen wohl, man kriecht ja mit dem verwichenen Boot wie eine Schnecke, und es wird fast dunkel, eh' wir hinkommen. Hätten wir das Dampfschiff benutzen können oder wären, wie ich richtig mit unserm Wagen gefahren, so hätten wir heut' Abend im Badeort drüben noch ein anständiges Quartier gefunden, statt in dem Lumpennest da übernachtet zu müssen.“

Der Schiffer saß sich noch einmal trotz der vorherigen ungnädigen Abfertigung ein Herz. „Euer Gnaden werden es nicht bereuen,“ jagte er, „wenn Sie heut' Nacht noch einmal mit mir auf den See fahren. Wir haben Vollmond, und ich bleibe doch bis morgen früh drüben.“

Doch Seiner Gnaden waren noch ungnädiger, als zuvor und versetzten barisch: „Das fehlte noch. Halt' Er den Mund, bis ich Ihn frage, und eil' Er sich. Ich bin kein Mondscheinmar, wie gewisse Leute.“

Er schien dabei einen Blick auf seine Schwägerin zu werfen, allein diese beachtete weder Wort noch Blick, sondern schaute schweigend das Ufer an, als juche sie jede Form desselben genau ihrem Gedächtnisse einzuprägen. In der That begann es zu dämmern, und ein kühlher Luftzug strich, leise das Wasser kräuselnd, von den Bergen herab. Der Schiffer ruberte jetzt entrüthigt und verstummt weiter und landete das Fahrzeug nach einiger Weile in einem kleinen Hafenplatz zwischen anderen Böten in der Nähe eines Hotels, in das sich seine Fahrgäste, ohne Abschied von ihm zu nehmen, begaben. Nur die junge Dame ging mit einem freundlichen Grusse von ihm; sie drehte sich noch einmal um und fragte: „Wann kommt der Mond eigentlich?“

„Ja, wissen Sie, gnädiges Fräulein, da drüben ist er schon um zehn da, aber hier über die Berge kommt er erst eine halbe Stunde vor Mitternacht,“ antwortete er, die Kette seines Bootes einfach um einen Pflock am Ufer schlingend und mit ihr auf das Hotel zugehend.

„Weißt denn der Nachen so, und haben Sie keine Angst, daß er gestohlen werden könnte?“ fragte sie verwundert.

Er lachte. „Vom See kann er nicht fort, und Jeder rundum kennt ihn und weiß, daß er mir gehört. Da machte ein Dieb sich umsonst Luft, und davor hat Niemand hier Angst.“

Sie trat ins Hotel, das in der That nicht gerade ersten Ranges zu sein schien, wie auch das Städtchen kaum den Namen eines größeren Dorfes verdiente. Der Wirth war dafür desto dienstbesessener; er hatte von dem zuvor schon mit dem Cabriolet eingetrossenen Kutscher den Namen des zu erwartenden Gastes in Erfahrung gebracht und warf in jeder Minute dreimal mit der Anrede: „Herr Graf“ um sich. „Meinen Herr Graf? Erlauben Herr Graf! Befehlen Herr Graf?“

Herr Graf meinte nochmals, es sei ein Lumpennest, in dem man zu übernachten gezwungen sei, erlaubten dem Wirth herablassend, die Zimmer zu öffnen, welche die Ehre haben sollten, ihn für die Nacht zu beherbergen, und befahlen das Souper möglichst schnell zu besorgen, da er von der abgeschmackten Seefahrt müde geworden sei und zu Bett wolle.

„Werden der Herr Graf nicht den Mondschein —?“ begann der Wirth respectvoll. Aber er führte den Satz nicht weiter aus, denn der Herr Graf stieß einen Fluß aus und replicirte: „Wenn mir noch Jemand mit dem Mondschein kommt, lasse ich sofort anspannen und fahre die Nacht durch!“ eine Drohung, die alle irgendwie daran Betheiligten gleichmäßig zu erschrecken schien und den erwähnten Gesprächsgegenstand von nun an völlig ruhen ließ. Einbilbig wie der Nachmittag verlief das Souper, nur die Gräfin verjuchte während desselben eine Unterhaltung mit ihrer Schwester anzuknüpfen, doch auch diese gab nur kurze und merkwürdig zerstreute Antworten und befriedigte die Zurückbleibenden nicht weniger, als sich selbst, wie sie bald darauf sich erhob und ebenfalls Müdigkeit vorzüglich ihr Zimmer aufsuchte. Doch dort angekommen begann sie noch nicht sich auszuleiden, sondern legte sich ins offene, auf den See hinausgehende Fenster und blickte in die Nacht.

Es war tiefdunkel und fast schon nächtlich stille draußen, wie es in den Alpenorten gemeinlich früh bereits zu sein pflegt. Die Bergspitzen ragten kolossal nah über das Haus und den Ort herein, wie ein Diamant funkelnd stand die Venus über schwarzen Tannenforst. Ab und zu kam noch ein Laut vom See und erstarrb, die Luft, die sich einen Augenblick in der Abendstunde abgekühlt, war wiederum mild und weich, wie von unsichtbaren Strahlen durchwärmt.

Von einer Thürmür schlug es dicht neben der jungen Dame, daß sie fast erschreckend zusammenfuhr. Sie zählte, es waren elf Schläge, und ihre Augen wandten sich ostwärts. Auch dort ragte vom Rücken des Gebirgs die Hochfluppe eines Tannenwaldes auf, und darüber schwebte es mit einer silberdurchwirkten Helle empor und zeichnete das tiefe Schwarz des Forstes scharf jetzt gegen den Horizont ab.

„Er hat Recht, in einer halben Stunde wird es sein,“ murmelte die junge Dame. Sie lauschte noch einige Minuten hinaus, dann trat sie vom Fenster, nahm ihren Hut und verließ, geräuschlos die Thür schließend, das Zimmer. Leise tastete sie sich über die bereits lichtlose Treppe hinunter und gelangte ins Freie, wo sie langamen Schrittes, gleichwie um die Nachtluft noch einige Augenblicke zu genießen, an dem kleinen Hafenplatz entlang ging. Nichts Lebendiges war mehr an demselben befindlich, die Rähne lagen unbewegt in Reih' und Glied auf dem schweigenden Wasser, wie ein Schatten schlüpfte es zwischen sie hinein, unmerklich fast klang das Klirren einer Kette, dann glitt das Boot, das die junge Nachtwandlerin am Abend gebracht, von ihr gelenkt vorsichtig auf die dunkle Seefläche hinaus.

Sie mußte nicht zum ersten Mal die Ruder führen, denn sie handhabte dieselben so geschickt, daß sie sich in wenig Minuten schon in beträchtlicher Entfernung vom Lande befand. Doch diese kurze Zeit hatte hingereicht, auch die Scenerie umher zu verändern. Glanzvoller strahlte es von dem Bergesrückden zum Zenith, dann begann es wie der Rand eines glühenden Niesenauges über die Waldkronen zu blicken, und nun schwebte, von flatternden Goldwölkchen getragen, die silberne Vollmonds gondel in krySTALLENE Blau des Luftmeeres empor. Ein magisches Licht



überfloss den See, erhebend und verwebend zugleich, beiseiden...

"Sie steht darüber und blickt auf die Seerosen hinab," murmelte die junge Schifferin, zu ihr aufsehend.

Die Herrin des einsamen Bootes sprach es unwillkürlich vor sich hin. Sie hielt inne und blickte vor sich auf, als schwebte...

Wie ein Eisfahrzeug glitt der Kahn langsam weiter durch die Spiegelung, und wie ein Nixenlaut kam ein leiser schluchzender Ton aus ihr...

Die junge Schifferin hatte zaudernd einen Moment innegehalten, nun sagte sie, schwermüthvoll lächelnd: "Eine nur zur Erinnerung, der Besitzer wird es verzeihen," und ruderte geräuschlos auf die Insel zu.

Doch ehe sie dieselbe zu brechen vermocht, zuckte sie zusammen, und die glatte Blume entschlüpfte ihren Fingern. Unter dem Schatten einer überhängenden Weide auf der Gartenbrüstung...

Zugleich that es dies jedoch auch drüben am Gartenuser. Vorwärts, Achill! Sieh zu, was es gibt!" rief die Stimme des Mannes, und die große Dogge setzte mit einem Freuden-geheul in hohem Bogen ins Wasser hinab...

"Wacker! Halt fest! Brav gemacht, Achill!" rief der in der Gondel Herannahende. Er glitt gewandt an die Seite des Hundes und hob mit starken Händen die Bewußtlose empor, trieb ein Fahrzeug noch um einige Armlängen durch die Seerosen...

Er richtete den Kopf der jungen Dame, die kaum hörbar atmmete, ein wenig auf — dann stieß Dr. Ernst Eckhof einen Schrei aus, wie jene es zuvor gethan, denn das Mondlicht fiel um die Säulen des Tempels herum...

Es gibt Augenblicke, in denen dem Menschen die Gedanken wie Blitze durch die Sinn hin und wieder zucken, und in denen doch nichts denkt. Vergangenheit und Gegenwart, Erinnerung und Schauen vermischen sich wie dichtes Wolkengebirge...

Ernst Eckhof blickte betäubt um sich. Da kam es mit roth-odernden Fackeln durch die Nacht, er wußte, vom Schloß kamen sie und suchten die verlorene Tochter des Hauses, und er rief verunsinnungslos: "Hierher! Hierher!" Dann folgte ihm das Bewußtsein: Sie konnten ja nicht herüber über den See, und der Kahn, der ihn selbst mit Melitta hierhergebracht, lag verjungen in der Tiefe.

Ein Nachen schoß vor den übrigen hervor, wunderbar vermischte sich das rothe Fackellicht mit dem Mondganz, wie die Erinnerung mit der Gegenwart, und Eckhof erkannte den jungen Herrn mit den hocharistokratischen Zügen, dessen Arm Adelheid von Sternberg in jener Nacht ergriffen, als auf Schloß Walden...

hier finde ich Dich! Deine verwünschte Mondscheinarrheit geht mir doch nachgerade etwas zu weit, Adelheid, wenn sie mich sogar um Mitternacht aus dem Bett treibt, und es wird mir nicht zum zweiten Mal passiren, daß ich Dir Nachts übers Wasser nachlaufe, um Dich zu suchen."

"Sie thun besser, Ihre Aussetzungen bis zu dem Zeitpunkt zu sparen, wo sie dieselben hört," erwiderte Eckhof kalt, "und das wird muthmaßlich noch einige Stunden währen."

Der Graf heftete sein Vornon ins Auge und that aus dem Kahn steigend einen Schritt auf die immer noch bewußtlose junge Dame zu. "Hat sie sich Schaden zugefügt? — alberne Narrheit — so soll man nach einem Arzt schicken."

"Es ist unnöthig, denn es ist in mir einer zugegen," versetzte Eckhof, "und als solchen werden Sie meiner Anordnung Nichts entgegensetzen, daß die Verunglückte in das nächste Haus, das zufällig das meinige ist, gebracht wird."

"Ah, wenn es nothwendig ist," replicirte der Andere etwas weniger jussant. "Mein Name ist Graf Bixthum, bin Ihnen dankbar."

Die Besinnungslose ward in die Gondel gelegt, in der Eckhof gekommen, und dieser führte sie an die Gartentreppe und sodann zum Hause hinauf. In großen Freudenstößen setzte die Ulmer Dogge voran, Graf Bixthum folgte, von einem andern Nachen ans Land gebracht, langsam nach. Droben übergab der Arzt seine Kranke einer ältlichen, freundlich blickenden Frau, hieß sie dieselbe entkleiden und ins Bett legen, und begab sich dann in sein Zimmer, in welches er den Grafen hatte weisen lassen. Dieser wartete mit ziemlicher Ungebuld und empfing den Eintretenden mit der Frage, ob die Sache bald ein Ende nähme und "sie" transportirbar sei.

"Wenn Sie, den es am nächsten betrifft, die Verantwortung übernehmen, in jedem Augenblick, sobald sie zur Besinnung gelangt," entgegnete Eckhof. Es war der ruhige Ton des Arztes, mit dem er es gleichgiltig aussprach, und er setzte hinzu: "Vielleicht könnte ich Ihnen in Bezug darauf noch einen Rath ertheilen, wenn Sie mich befähigten, den Fall klarer zu beurtheilen. Ich weiß Nichts weiter, als daß ich mich in meinem Garten befand, plötzlich von der Insel her einen Schrei ausstoßen hörte und die Dame ins Wasser stürzen sah. Sie muß von einer Ohnmacht betroffen worden sein, denn der See war durchaus unbewegt, und, wie gesagt, für die Beurtheilung wäre es von Werth zu wissen, ob jene etwa eine Wiederholung oder zum ersten Mal aufgetreten sei."

Graf Henri Bixthum gähnte. "Insame Narrheit," murmelte er, sich in einen Lehnstuhl zurückwerfend, "die halbe Nacht wird darüber hingehen. Ich weiß nicht, wie Sie das in Ihrer Sprache benennen, mein lieber Doctor, ich heiße es Mondschicht. Die Geschichte spielt schon seit mehreren Jahren, wenn sie einen See im Mondschein sieht, da muß sie darauf hinausfahren. Habe keinen Grund, es Ihnen als Arzt zu verschweigen, aber haben schon viel Noth damit gehabt. Die Historie datirt daher, daß sie einmal in einer Mondnacht mit einem ledern Nachen fast verunglückt wäre, wenn nicht ein junger Mensch, der zufällig hinzukam, sie gerettet hätte. Nachher hatte dieser die Unverschämtheit sich in ein Gartenfest einzudrängen, das mein seliger Schwiegervater, Graf Sternberg, im Park seines Schlosses zu Ehren meiner Verlobung und ihres Geburtstages, die zusammen fielen, veranstaltete. Da redete er sie an und sprach allerhand Unsinn, wir meinten anfänglich noch, es sei eine Aufführung, mit der wir überrascht werden sollten, und daß es ein weilläufiger Verwandter oder wenigstens doch ein Mensch aus der Gesellschaft sei. Da stellte sich heraus, der Patron war der Sohn irgend eines reich gewordenen Butterhändlers oder sonstigen Kerls aus unserer Nachbarstadt, und er betrug sich darnach, daß wirklich mein Schwiegervater damals schon schwachsinzig gewesen sein muß, daß er ihn nicht hinauswerfen ließ, sondern noch obendrein zum Souper invitirte. Er hatte jedoch noch so viel Verstand, daß er nicht kam, sondern verschwand, und man hat nie wieder etwas von ihm gehört. Die Comtesse aber fanden wir in der Nacht im Mondschein neben einem großen Stein ohnmächtig am See, und dann ward sie krank, redete im Fieber das tollste Zeug von Seerosen, Apoll, Triton und dergleichen, und als sie wieder gesund wurde, bildete sie sich steif und fest ein, der junge Mensch sei in den See gesprungen und ertrunken. Das ist die alberne Geschichte, an die uns ihre Narrheit ab und zu wieder erinnert, wenn sie wie hier im Mondschein an ein Wasser kommt. Wir fuhren heut' Nachmittag hier vorüber, da hat sie die Seerosen gesehen, und ich bin überzeugt, sie hat sich eine davon holen wollen, denn dabei bricht ihre Tollheit immer am ärgsten aus."

Graf Bixthum gähnte entsetzlich nach der langen Auseinandersetzung. Der Arzt war sehr blaß geworden, doch er hatte keine Miene verzogen und erwiderte kalt:

"So kann ich Ihnen nur den Rath geben, Herr Graf, Ihre Frau Gemahlin vor Dingen zu behüten, die solche Erinnerungen muthmaßlich nicht ohne psychologischen Grund als ein Schuldbewußtsein in ihr wachrufen."

Der Graf dehnte sich ungenirt in seinem Sessel. "Verstehe nicht, was Sie unter Schuldbewußtsein meinen, Doctor; bin, aufrichtig gesagt, zu fatigirt darüber nachzudenken. Mich soll's indeß auch zum letzten Mal bekümmert haben, denn seit sie majorenn geworden, ist an kein Behüten mehr zu denken, und sie thut nur, was ihr der eigne Kopf eingibt. Uebrigens ist sie gottlob nicht meine Gemahlin, sondern nur meine Schwägerin, die wir unfluger Weise mit auf die Reise genommen, eben um ihre Tollheit etwas — aber, was haben Sie, Doctor?"

Dr. Ernst Eckhof hatte mit der Hand hinter sich nach einer Stuhllehne gegriffen. Er stammelte: "Nichts — nur ein augenblicklicher Schwindel — eine Nachwirkung vermuthlich. Verzeihen Sie, doch meine Pflicht als Arzt, die ich einmal übernommen, legt mir auf, nach der Kranken zu sehen."

Graf Bixthum schlief beinahe, als er zurückkehrte.

"Nun?" fragte er, sich die Augen reibend, "Sie sind lange fortgeblieben, Doctor — wie ist Ihr Name doch?"

"Eckhof."

"Eckhof, ja so! Habe ich schon einmal gehört, dünkt mich. Nun, was macht die Unkluge?"

"Sie schläft." Eckhof begann sich einige Augenblicke, dann setzte er hinzu: "Aber der Fall ist ernsthafter, als ich vorhin gemeint und würde Sie nicht nur um die halbe, sondern voraussichtlich um die ganze Nachtruhe und vielleicht noch um mehr...

bringen, Herr Graf. Ich würde Ihnen deshalb rathen, zu Ihrer Frau Gemahlin zurückzukehren und die Kranke, die jedenfalls mehrere Tage das Bett hüten muß, in meiner Obhut zu belassen. Ich bin Arzt, und wenn ich einen Fall übernehme, vermögen Sie sich auf meine Sorgsamkeit zu verlassen. Vielleicht reisen Sie einige Tage ins Bad hinüber, und ich garantire Ihnen, daß Sie bei Ihrer Rückkehr Ihre Schwägerin völlig hergestellt antreffen werden. Nicht nur von dem jetzigen Unfall, hoffe ich, sondern — ich habe mich ziemlich viel mit Psychiatrie beschäftigt und glaube den vorliegenden Zustand zu durchschauen — auch von dem eingewurzelteten Uebel, aus dem jener hervorgegangen ist."

Graf Henri Bixthum stand mit äußerst befriedigtem Gesicht auf. "Sie würden mich sehr verbinden, Doctor Eckhof — wo habe ich doch Ihren Namen schon gehört? Muthmaßlich als den einer wissenschaftlichen Celebrität — ja, Sie verbinden mich bereits, indem Sie meine Gemahlin und mich von der Unzuträglichkeit befreien, die Comtesse in diesem Zustande mit unter die harte volée des Bades nehmen zu müssen. Die ganze Geschichte ist in der That eine Schmach für unsere Familie, und gelingt es Ihnen, uns davon zu erlösen, dürfen Sie der vollsten Erkenntlichkeit für die Ihnen mein Name bürgt, sicher sein."

Er streckte die Spitzen seiner langen Finger aus, um sich von dem Arzt zu verabschieden. Dieser lächelte: "Wenn es mir gelingt, werde ich Lohn genug für mich darin finden."

Sie waren an die Treppe gelangt, wo der Nachen des Grafen wartete. Es war spät oder besser früh geworden, der Mond stand nicht mehr über dem See, sondern warf die gewaltigen Bergeschatten des westlichen Ufers auf das östliche hinüber. Der Einstiegender drehte noch einmal den Kopf und entgegnete auf die letzten Worte des jungen Arztes: "Es wird allerdings Ihrer Nennung nicht schaden, Doctor, ein Mitglied unserer Familie unter Ihre Patienten zählen zu können, doch es ist nicht meine Art, mir erwiesene Dienstleistungen nur in solcher Weise zu erwidern."

"Und es ist nicht meine Art," versetzte Eckhof mit einer lächelnden Verbeugung, "etwas Anderes dafür anzunehmen, als eine Blume."

Der Graf staunte ihn antwortlos an, die Ruder schlugen, den Kahn vom Ufer entfernend, ein, und er murmelte: "Ich vergaß, das ist ja der hochmüthige Doctor, von dem der Schiffer sprach. Ein hochmüthiger Doctor — ha — ha — ist mir noch keiner vorgekommen, der eine Handvoll Ducaten ins Wasser geworfen hätte."

Der, über den er lachte, sagte Nichts mehr. Er streichelte zärtlich den Kopf seines großen, unablässig vergnügt an ihm aufspringenden Hundes, blickte noch einige Minuten stumm zur glänzenden, strahlenverfenden Venus empor, die jetzt als Morgenstern, als Vorboten der aufgehenden Sonne über die Felsenkuppen im Osten heraufstieg, und wandte sich durch den Garten eiligen Schrittes zu seinem Hause zurück.

Es war zehn Tage, und um die Differenz von Mitternacht bis Mittag später, als die Gondel Graf Henri Bixthum's über die unbewegliche, wie ein Flammenmeer blendende und verglühende Seefläche in die grüne Dauenbücht zwischen dem grauen Gestein zurückkehrte. Er hatte Nachricht von Doctor Eckhof empfangen, daß seine Schwägerin so vollständig auch gemüthlich hergestellt sei, daß nach allem wissenschaftlichen und menschlichen Ermessen niemals ein Rückfall mehr zu besorgen sein werde, und um jede Verzögerung zu vermeiden, die Minute seines Eintreffens, die gleichzeitig auch die der Wiederabfahrt sein sollte, voraus gemeldet. So schwamm das Boot mit ihm und seiner Gemahlin an der kleinen Tempelinsel vorüber auf die Treppe an der Gartenbrüstung zu, und Comtesse Adelheid erwartete sie dort. Auch Dr. Ernst Eckhof mit seinem großen Hunde war zugegen, begrüßte die Herannahenden mit liebenswürdiger Höflichkeit und ersuchte seine junge Patientin in seinem Boote Platz zu nehmen. Ihr Schwager war durch die Genauigkeit, mit der seinen Dispositionen Folge geleistet wurde, sichtlich befriedigt und etwas weniger mißvergnügt, als gewöhnlich, so daß er sogar ein für den Arzt ebenso anerkennendes, wie für seine Schwägerin schmeichelhaftes Wort über die blühende Frische derselben verschwendete. Die beiden kleinen Fahrzeuge setzten sich präzis nebeneinander in Bewegung, Comtesse Adelheid lächelte über die ungewöhnliche blumenreiche Ausdrucksweise ihres Verwandten und erwiderte: "Nun wäre ich wieder dahin gelangt, von wo das Intermezzo ausgegangen" — sie deutete auf die kleine Insel, an der die Röhne in der nächsten Minute dicht vorübergleiten mußten — "und es ist nur Euz noch übrig, das Honorar für meinen trefflichen Arzt"

Graf Bixthum griff in seine Brust. "In der That," sagte er, seine Brieftasche hervorziehend, "ich hatte wahrhaftig vergessen"

Doch Adelheid fiel ihm lächelnd ins Wort. "Ich glaube, Dr. Eckhof hat Dir bereits einmal mitgetheilt, Henri, daß es seine Weise ist, sich nur mit Blumen bezahlen zu lassen. Unbewußt beläß ich schon früher eine Ahnung davon und versprach ihm deshalb einst als Kind —"

Sie bückte sich über den Rahrand, der hart an der Insel dahinzog, und brach eine zu vollem weißem Sternkelch erblühte Seerose — "Ihm eine solche zu schenken," fuhr sie fort, "und ich that es auch, vor Jahren einmal, doch damals war sie noch halb erschlossen erst, und er selbst, obwohl er sie bis auf diesen Tag bewahrt und hierher in diese stille Bucht verpflanzt hat, wußte kaum, was er mit ihr beginnen sollte. Heut' aber — wenn er sie heut' noch, wenn er sie so jetzt will —?"

Sie hielt dem jungen Arzt die reizvoll entfaltete Nymphaä lächelnd entgegen, ihre Edelsteinaugen glänzten, wie der Kelch einer rothen Rose leuchteten ihre Lippen. Ein Augenblick nur war's, dann hatte Ernst Eckhof seinen Sitz verlassen und hielt die Seerose mit den weißen Fingern, die sie umschlossen, in der einen Hand, die andere aber schlang sich um das Goldhaar, die Silberfäden der Zaubermondnacht, die weitgebehten, nie zerrißenen zogen die rothen Kelche innig und hinfort nicht wieder zerrennbar aneinander, und Graf Henri Bixthum machte ein verwunderteres Gesicht, als sein Leben es bis zu diesem Augenblick aufzuweisen vermocht hatte.



Die Mode.



ie wohlwollende Absicht der Redaction, mich die Schreibtrage, durch eine hübsche Initiale anzudeuten, sei dankbar anerkannt, doch dieses alpine D...

Zeit und die Undankbarkeit der Aufgabe, Saison-Modenberichte zu schreiben, anspielen, er hat Recht. Mein letzter Aufzug zu den Frühlings-

Doch fort mit den herblich angefräntelten Gedanken! Kehre ich stehen nicht von Gerson zurück? sah ich dort nicht wieder eine Fülle von neuen, im guten Glauben an warme lichte Tage gewebten Stoffen, daß mir das Herz lachte?

Da ist ein weicher, geschmeidiger Stoff ohne jede Appretur, die Popeline von Lyon, die weber sich noch die Trägerin drückt und gefällig sich drapieren läßt. Die verschiedenen Sorten sind: Popeline soutachee, mattglänzender Grund in Bronze- oder Crocodilfarbe, Pfau- oder Watteau-Blau, mit atlasartigen, erhabenen Verzierungen von gleicher oder angepaßter Farbe, ein Stoff, der sich zu Uebergewändern aus glatter gleichfarbiger Popeline aufs schönste verwerthen läßt.

Doch auch die waschbaren Gewebe, zu denen freilich schon manche der erwähnten Leinwandstoffe zählen, sind in reicher Auswahl vorhanden. Ich erwähne in erster Reihe die weißen Musselins, bedruckt mit großen Bouquets, deren Blumen moos- oder olivgrün und deren Blätter braun sind; oder mit detachirten vielstfarbigen Blumen, — die weißen mit schwarzen Punkten überfärbten Musselins mit abgepaßten Blätter- oder Blumenbordüren; letztere sind namentlich Feldblumen, Rosen oder Stiefmütterchen in ihren natürlichen Farben.

Die Spitzen, besonders die Guipüre, werden zum Auspuz der Kleider entschieden bevorzugt, mehr selbst, als die so befallig aufgenommene Flachstickerei. Am beliebtesten ist die naturfarbene Leinen-, wie Wollguipüre, mit kleinen schlanken Blättern und Krabesken von weißer Seide in erhabener Arbeit befißt.

oder dergleichen. Solche Polonaisen werden rings mit breiter gekräuselter Spitze umsäumt.

Die blaueinenen Polonaisen, mit denen wir im vergangenen Sommer in den Seebädern debütierten, sind noch in Genuß, werden aber nicht mehr so häufig zu Röden aus gleichem Stoff, sondern zu Röden aus schwarzer Seide oder naturfarbener Leinen getragen.

Die englischen Rippshawls, oblong oder viereckig, in den Sommerferien unseren Morgen- und Abendpausirergängen im Walde oder auf dem Strande unentbehrlich, sind in Gerson's Magazin in allen Mustern, für jeden Geschmack und Farbensinn vorrätig, leuchtende buntgestreifte, aber auch dunkle, besonders solche mit braunem Fond, weißem Flein und braun und weiß gestreifter Bordüre, oder, umgekehrt, mit dunklem Flein auf hellem Grund u. s. w.

Zum Morgenanzug in Bädern, überhaupt auf dem Lande wählt man mit Vorliebe Bingerien aus farbig gestreiftem Percal. Die halbweiten Manschetten, welche die weißen oder gleichfalls gestreiften Unterärmel abschließen, sind entweder in Röhren- oder russische Falten geordnet und so mit den Fraisen übereinstimmend, oder glatt und dem Stehragen mit umgebogenen Ecken entsprechend.

Das „ländlich süßlich“ gilt auch von den farbigen oder weiß und farbig der Quere nach gestreiften Strümpfen, aus Seide, schottischem Zwirn oder aus feiner Baumwolle leicht und fest gewebt. Diese Strümpfe, welche mit Schuhen aus schwarzem oder bronzirtem Riegen, oder schwarzem Lackleder eine hübsche Chausure bilden, werden der Farbe des Kleides angepaßt.

Das „ländlich süßlich“ gilt auch von den farbigen oder weiß und farbig der Quere nach gestreiften Strümpfen, aus Seide, schottischem Zwirn oder aus feiner Baumwolle leicht und fest gewebt. Diese Strümpfe, welche mit Schuhen aus schwarzem oder bronzirtem Riegen, oder schwarzem Lackleder eine hübsche Chausure bilden, werden der Farbe des Kleides angepaßt.

Veronika von G.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. IV, Seite 146.

Table with columns for White and Black moves, listing algebraic notation for chess pieces and squares.

Auflösung des Buchstaben-Räthsel Seite 146.

„Auge — Ural — Gans — Elsa.“

Räthsel.

Es ist des Schicksals unheilvoller Vot, Vor dem der Mensch nur sicher nach dem Tode, Und doch gehört es selbst ins Reich der Schatten, Obwohl's am liebsten weilt auf lichten Matten.

Buchstaben-Räthsel.

Grid for a word puzzle with letters R, E, M, D, Z, D, R, D, M, R, D, R, Z, E.

Ein kleiner Schelm sich in der Cränze zeigt, Der schon seit Alters Alle hält in Banden. Der Zweiten ist die Namenwelt geneigt, Mehr als die Gatten jemals nützlich fanden.

Correspondenz.

Oscar in M. Steine, die bestimmt sind, in einem Wasserbassin felsartig aneinander gefügt und angehaftet zu werden, werden mittelst hydraulischen Cementes aneinander gefestigt. Emilie in Wien. Blah und mager erscheint man nur, wenn man krank ist. Kleine Schloßlerin. Waschen Sie gleichzeitig Kopf und Taille in lauwarmem Gallseifen-Wasser und spülen Sie dann die Kleidungsstücke zuletzt in Wasser, dem etwas Essig zugefügt wurde.

der Nadeln; die billige Nummer mit 96 Nadeln kostet 65 Thaler die theuerste mit 162 Nadeln kostet 115 Thaler. Wenden Sie sich zu Maschine wegen an Hugo Soeberst in Grünberg in Schlesien. 2. Stearinlede entfernt man durch Benzin, sehr starken Spiritus oder Soffmannstropfen oder auch durch Eau de Cologne.

Abonnetin in Zw. Wenden Sie sich gefälligst an Frau Geheimrath Simonson, Vorsitzende des Vereins zur Begründung Fröbel'scher Kindergärten, Berlin, Kronenstraße 33.

L. in F. Um Abgüsse von Münzen zc. in Gyps zu machen, werden die Münzen zuerst in Stanniol, durch Auflegen und Aufbürsten des Stanniolblättchens, abgeformt; der überlebende Rand des Stannioles wird in Gypsform zum Eingießen des Gypsbreies benützt.

Treue Verehrerin des Bazar. In Berlin existirt unserer Erfindung nach keine Niederlage der Papiergarden von Baby, Pretto u. Co. in London; gewiß wären es die Erzeugnisse dieser Fabrik werth, in Berlin vertreten zu sein.

E. in W. Wir hoffen Ihre Frage, „wo sich in Wien eine gute empfehlenswerthe Seidenfärberei befindet“, in Folge dieser offenen Briefe durch eine unserer gütigen Abonnetinnen in Wien erledigt zu sehen.

Elisa vom Lande. Die Weidreihung Ihres Zahnlebens ist uns unverständlich; bei dergleichen Leiden ist die Unteruchung durch einen tüchtigen Zahnarzt in erster Linie notwendig.

Junge Frau in Chemnitz. Die Universal-Nähmaschine von Löwe u. Co. in Berlin, welche eine sehr haltbare Doppelsteppsch-Naht gibt, ist mit sämmtlichen Apparaten 45 Thaler.

U. in B. Das Einlaufen wollener Strümpfe beim Waschen wird durch die auf Seite 390 des Bazar's Jahrg. 1872 (unter „Wangi. Abonnetin in Düsseldorf“) beschriebene Methode verhütet.

Eine tiefbeleidigte Thüringerin. Wie ein Kleid von feinem schwarzen Wollkreuz gemacht und garnirt werden soll? Um Ihnen hierauf ein genügendes Antwort geben zu können, müßten wir genau wissen, wieviel Sie von dem betreffenden Stoffe haben?

M. in W. In Virzel's Toilettencemie finden Sie eine reiche Auswahl von Recepten zu Sachets, Räucherpulver, Räucher-Essenz, Räucherkerzen zc.

W. in W. Die Behandlung der Hände mit Tischlerleim gegen Frost ist auf Seite 68 des Bazar Jahrg. 1872 (unter Elise in Chemnitz) beschrieben. 2. Die von Ihnen verwendete Seife ist wahrscheinlich falsch gebraucht.

Madelaine W. in Wien. 1. Studiren Sie Professor Vogel's Broschüre „Corpusculi, ihre Ursachen, Verhütung und Heilung durch einfache Mittel“ (Leipzig, L. Denicke's Verlag).

Satanella. Wir rathen Ihnen von dem Gebrauch der eingekerkelten Schminke ab; dieselbe enthält Bleiweiß.

Zigeunerin. Uns ist die als Kali-Creme von J. P. Moos bezogene Flüssigkeit noch nicht zu Gesicht gekommen.

Laura in A. B. Zur Aufrichtung des stark gedrückten Sammetes muß das Pelzwerk durchaus vorher abgetrennt werden, da das Richten des Sammetes nur von der Rückseite aus bewirkt werden kann.

Clara v. S. Uns ist das fragliche Schminkepulver leider ohne Namen gegangen, so daß wir uns außer Stande sehen, Ihnen die Bezugsquelle dafür angeben zu können.